

Aus dem

2. Universitätslehrgang

„Tiergestützte Therapie und tiergestützte Fördermassnahmen“

der Veterinärmedizinischen Universität Wien

GESUNDHEITSFÖRDERNDER UND SOZIALER EINFLUSS VON TIEREN

HAUSARBEIT

Zur Erlangung der Qualifikation

„Akademisch geprüfte Fachkraft für tiergestützte Therapie und tiergestützte
Fördermassnahmen“

der Veterinärmedizinischen Universität Wien

vorgelegt von

Sabine KYSELA

Wien, im März 2006

Dass mir der Hund das Liebste sei,
sagst du, oh Mensch, sei Sünde,
der Hund bleibt mir im Sturme treu,
der Mensch nicht mal im Winde.

Arthur Schopenhauer

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Einleitung

1	<u>Historische Entwicklung</u>	6
2	<u>Tiergestützte Therapie</u>	7
3	<u>Wirkungen und Studien der Mensch-Tier-Beziehungen</u>	8
3.1	STUDIEN	8
3.1.1	PSYCHOTHERAPEUTISCHER WERT VON WELLENSITTICHEN AUF ALTE MENSCHEN	8
3.1.2	EINSATZ VON TIEREN IN EINER PSYCHOTHERAPEUTISCHEN KLINIK	9
3.1.3	LEBENSVERLÄNGERENDE WIRKUNG BEI HERZINFARKTPATIENTEN	10
3.1.4	LANGFRISTIGE WIRKUNG VON HEIMTIEREN AUF IHRE BESITZER	12
3.1.5	ZUSAMMENHANG ZWISCHEN RISIKOFAKTOREN FÜR HERZ-KREISLAUF-ERKRANKUNGEN UND HEIMTIERBESITZ	14
3.1.6	REDUKTION VON ARZTBESUCHEN UND MEDIKAMENTEN	14
3.1.7	ERREGUNG UND SOZIALES VERHALTEN VON MENSCHEN MIT ALZHEIMER DEMENZ	15
3.1.8	HEIMTIERE UND IHRE PROPHYLAKTISCHEN WIRKUNGEN	16
3.1.9	QUERSCHNITTSGELÄHMTE PATIENTEN	16
3.2	WIRKUNGEN	17
3.2.1	ÄHNLICHKEITEN UND UNTERSCHIEDE	17
3.2.1.1	Psychosoziale Ebene	18
3.2.1.2	Aktivierungsebene	18
3.2.2	WISSENSCHAFTLICH BELEGTE WIRKUNGEN VON TIEREN	19
3.2.3	TIERGESTÜTZTE PÄDAGOGIK	20
3.2.4	DIE BEDEUTUNG FÜR DEN ÄLTEREN MENSCHEN	21
3.2.5	GESUNDHEITSFÖRDERUNG DURCH HEIMTIERE	22
3.2.6	AUSWIRKUNGEN DER MENSCH-TIER-BEZIEHUNG AUF DEN MENSCHEN	23
3.2.6.1	Die Wirkung auf Menschen mit psychischen Störungen	24
3.2.6.2	Die menschliche Physis	27
3.2.6.3	Soziale Effekte	32
3.2.7	WIRKUNGEN AUF DIE MOTORIK DURCH DAS PFERD	33
3.2.8	LEBENSERWARTUNG	34
3.2.9	LACHEN ALS THERAPIE	35
3.2.10	KÖRPERKONTAKT	35
3.3	EINSATZGEBIETE	36
3.3.1	THERAPEUTISCHES REITEN	36
3.3.1.1	Hippotherapie	37

3.3.1.2	Reitsport für Behinderte	38
3.3.1.3	Heilpädagogisches Reiten.....	38
3.3.2	DIABETES UND EPILEPSIE	40
4	<u>Hygiene</u>	44
4.1	PRÄVENTION	44
4.2	KONTRAINDIKATIONEN	45
5	<u>Schlussbemerkung.....</u>	46
6	<u>Zusammenfassung</u>	47

Vorwort

Die Kosten im Gesundheitswesen sind steigend. Der Einsatz von teuren Methoden wirft Fragen nach den Grenzen der Finanzierbarkeit auf. Ein Lösungsansatz liegt in den Möglichkeiten der Prävention, die sicher zu wenig genutzt werden.

Ich möchte deshalb darauf hinweisen, dass sich gesundheitsförderliche Massnahmen mit Lebensfreude und Lebensqualität in Übereinstimmung bringen lassen. Zahlreiche wissenschaftliche Studien zeigen, dass sich die Haltung eines Heimtieres gesundheitsfördernd auswirkt: Sowohl Gesunde als auch Kranke profitieren von der Mensch-Tier-Beziehung.

Das, was jeder Heimtierhalter im alltäglichen Umgang mit seinem Vierbeiner intuitiv spürt, weisen internationale Forschungsergebnisse nach: Heimtiere haben einen positiven Effekt auf die Psyche und die körperliche Gesundheit des Menschen.

Einleitung

Tiere beeinflussen Menschen selbst dann, wenn es gar nicht beabsichtigt ist. Dies geschieht z. B. bei Personen, die in einer Einrichtung leben, in denen ein Tier vorhanden ist.

Die Anwesenheit von Heimtieren steigert auch das Wohlbefinden von chronisch kranken Menschen: Krebskranke, Herzinfarktpatienten, Schwerdepressive und Alzheimerkranke sind häufig in ihrer Aktivität eingeschränkt und von Einsamkeit bedroht. Hier leisten die Tiere in erster Linie psychische Hilfe, indem sie stets ansprechbar sind und ausgleichend wirken. Heimtiere tragen ganz generell zur Linderung von Missstimmungen bei. So reduzieren etwa Katzen insbesondere bei alleinstehenden Menschen Angstgefühle. Darüber hinaus bewirken die Katzen, dass ihre Halter weniger introvertiert sind und sich aufgeschlossener gegenüber ihren Mitmenschen geben. Aktuelle wissenschaftliche Studien unterstreichen den positiven Einfluss von Therapiehunden auf Alzheimerkranke: Neben dem körperlich entspannenden Effekt wird insbesondere die nonverbale Kommunikation – beobachten, lachen, berühren – gefördert. Dies trägt entscheidend zur Sozialisation der Patienten bei.

Im New Yorker St. Lukes-Roosevelt Hospital therapieren bereits seit sechs Jahren speziell ausgebildete Hunde kranke Kinder: Bettlägerige werden von lauffreudigen Dackeln zu einem Rundgang animiert, was eine schnellere Durchblutung der Muskeln bewirkt. Ein Labrador begleitet die kleinen Patienten in den Operationssaal, womit die Angst vor dem Eingriff unversehens schwindet. In Begleitung eines Hundes gewinnt auch die gängige Arztvisite bedeutend an Attraktivität. Tiere verkürzen den Krankenhausaufenthalt, was den Krankenkassen enorme Kosten einspart. So erstaunt es nicht, dass in den USA rund 20 Bundesstaaten tiergestützte Therapie zulassen.

Insbesondere in der Kinderpsychotherapie tritt das Tier als Eisbrecher auf:

Verschlossene, sehr schüchterne, aber auch unbeherrscht aggressive Kinder öffnen sich dem Tier und entspannen sich. Über das Tier gewinnt der Therapeut das Vertrauen des Kindes.

Vor allem bei autistischen Kindern ist die Co-Therapie mit Tieren vielversprechend: Ihre beruhigende Wirkung löst die Muskelverkrampfungen. Den Tieren gelingt es häufig, die Mauer, mit welcher sich Autismuspatienten von ihrer Umgebung abschließen, zu durchbrechen. Neben der seelischen eignen sich Tiere auch für die körperliche Therapie. Im Vordergrund steht eine Verbesserung der Haltung, Balance und Mobilität des Patienten.

Therapeutisches Reiten und Hippotherapie gelten als gängige krankengymnastische Strategie: Das schreitende Pferd löst bei Multiple-Sklerose-Kranken und Spastikern Bewegungsprozesse aus, die ausgefallen oder unterentwickelt sind.

Unterstützung der Kooperationsbereitschaft des Patienten:

tiergestützte Begleitung motiviert zur Mitarbeit bei jeglicher Therapie und verbessert die Erfolgsaussichten.

1 Historische Entwicklung

Schon im 8. Jahrhundert wurden Tiere mit therapeutischem Effekt im belgischen Gheel eingesetzt. Damals bekamen Menschen mit sozialen und wirtschaftlichen Problemen Nutztiere zur Verfügung gestellt. Überlieferungen zufolge verbesserte sich dadurch nicht nur die ökonomische Grundlage, sondern auch die Lebenszufriedenheit.

1792 gründete der Quäker William Tuke den York Retreat in England und setzte dem eher inhumanen Umgang mit psychisch und physisch kranken Menschen etwas entgegen: Wurden viele von ihnen bis dahin weggesperrt, bekamen sie in der neuen Einrichtung die Möglichkeit, eigene Tiere zu halten. Jedoch steckte hinter diesen einzelnen Therapien keine Systematik. Dieses Modell hat sich bis heute bewährt.

1942 wurde im Pawling Army Airforce Convalescent Hospital in New York erstmals der Einsatz von Tieren dokumentiert. Inmitten von Vieh, Pferden und Geflügel kurierten Kriegsveteranen ihre körperlichen und seelischen Verletzungen aus (Beck 2000/2). Leider wurde in der Einrichtung nie eine Studie darüber erstellt, wie die Tiere eingesetzt wurden (vgl. McCulloch 1983b).

Seit etwa Anfang der 60er Jahre wird die Therapie mit Tieren wissenschaftlich erforscht.

In Deutschland war es das Behandlungszentrum für Epileptiker im Bielefelder Stadtteil Bethel, das erstmals Tiere in die Therapie mit einbezog. In den achtziger Jahren lebten hier rund 5000 Patienten zusammen mit Hunden, Katzen und Vögeln sowie das therapeutische Reiten. Der Ansatz, die heilsame Wirkung von Tieren wissenschaftlich zu erforschen, ist jüngeren Datums. Dabei handelte es sich um eine Einrichtung für Geisteskranke, welche die „strafähnlichen Methoden des Umgangs mit Geisteskranken“ (McCulloch 1983b, 26) zu korrigieren versuchte. Die Insassen des York Retreat bekamen die Möglichkeit, Gärten zu pflegen und kleine Tiere, z. B. Kaninchen, Seemöwen, Geflügel und Falken zu halten (McCulloch 1983b; Serpell 2000).

2 Tiergestützte Therapie

Der erste, der seine Erfahrungen umfassend publizierte und den Anstoß zu einer Vielzahl wissenschaftlicher Studien gab, war der Psychologe Boris Levinson. Er gilt als „Pionier im Einsatz von Tieren als therapeutische Werkzeuge“ (McCulloch 1983b, 26). Seine Entdeckung, dass Tiere als Katalysator für menschliche Interaktionen wirken können, verdankte Levinson folgendem Zufall (McCulloch 1983b):

Die Eltern eines Jungen, der lange Zeit erfolglos behandelt wurde, baten Levinson, die Behandlung ihres Sohnes zu übernehmen. Daraufhin lud er sie zu einem Gespräch in seine Praxis. Die völlig verzweifelten Eltern erschienen bereits eine Stunde vor dem verabredeten Termin. Zu dieser Zeit war zufällig Levinsons Hund Jingles in der Praxis. Auf die stürmische Begrüßung durch Jingles reagierte der Junge nicht ängstlich, sondern drückte und streichelte das Tier. Nach einer Weile fragte das Kind, ob wohl alle Kinder, die in seine Praxis kamen, mit dem Hund spielen dürften. Auf die zustimmende Antwort des Psychologen erklärte der Junge, dann auch wiederkommen zu wollen, um mit dem Hund zu spielen. Dies tat er dann einige Sitzungen lang, ohne Levinson selbst Beachtung zu schenken. Allmählich wurde dieser aber in das Spiel mit einbezogen. Langsam entwickelten die beiden eine gute Arbeitsbeziehung, an deren Ende die Rehabilitation des Jungen stand (Levinson 1962; Levinson 1969).

Studien der Biologieprofessorin Erika Friedmann, der Psychologen Sam und Elisabeth Corson und des Mediziners Aaron H. Katcher waren in den jeweiligen wissenschaftlichen Disziplinen wegweisend.

Seit den Neunziger Jahren stehen die umfassenden Formen gesundheitsfördernder und sozialer Wirkungen von Heimtieren auf den Menschen im Mittelpunkt des Interesses. Die methodische Erforschung der Mensch-Tier-Beziehung fördert nicht nur die Lebensqualität der Menschen sondern auch eine respektvolle Haltung der Gesellschaft den Tieren gegenüber.

3 Wirkungen und Studien der Mensch-Tier-Beziehungen

3.1 Studien

3.1.1 Psychotherapeutischer Wert von Wellensittichen auf alte Menschen

1975 führten Mugford und M'Comisky eine Studie durch, in welcher der psychotherapeutische Wert von Wellensittichen auf alte Menschen erforscht werden sollte:

30 allein lebende Senioren im Alter zwischen 75 und 81 Jahren, die keine Haustiere besaßen, wurden in fünf Gruppen eingeteilt.

In Gruppe 1 erhielt jeder einen Wellensittich und war zudem Besitzer eines Fernsehgerätes. In Gruppe 2 bekam jeder eine Zimmerpflanze und besaß außerdem einen Fernseher. Den Mitgliedern der Gruppe 3 teilte man einen Wellensittich zu, wobei niemand Eigentümer eines Fernsehgerätes war. In Gruppe 4 war ebenfalls bei niemandem ein Fernseher vorhanden, aber jeder erhielt eine Zimmerpflanze. Gruppe 5 fungierte als Kontrollgruppe. Einige waren Besitzer eines Fernsehers, andere nicht. Angehörige der Gruppe 5 bekamen weder einen Wellensittich noch eine Pflanze.

Im Vorfeld der Studie wurde jeder Teilnehmer ausführlich befragt und wurde für die Bereitschaft zur Teilnahme an der Studie mit einem Küchenutensil belohnt. Bei der zweiten Befragung, welche die Ausgangsdaten für die Untersuchung lieferte, wurden als Belohnung die Vögel bzw. die Pflanzen eingeführt. Fünf Monate später fand die abschließende Befragung statt. Die beiden Gruppen, die Zimmerpflanzen bekommen hatten, brachten zusätzliche Kontrolldaten ein, anhand derer die erwarteten therapeutischen Effekte der Heimtierhaltung herausgearbeitet werden konnten.

Als Ergebnis konnte festgehalten werden, dass sich die Präsenz bzw. das Fehlen eines Fernsehers nicht auf die Antworten des Fragebogens auswirkte, die Anwesenheit der

Wellensittiche jedoch sehr. In den beiden Gruppen, die ein Tier erhalten hatten, verbesserten sich vor allem die Items zur „Einstellung gegenüber anderen Menschen“ und zur „Einstellung gegenüber der eigenen psychischen Gesundheit“. Die Unterschiede zwischen den Gruppen 1 und 3 (Wellensittiche) und der Kontrollgruppe waren signifikant. Die Antworten der Gruppen 2 und 4 (Zimmerpflanzen) auf den Fragebogen waren nicht signifikant verschieden von denen der Kontrollgruppe.

Wie die Forscher feststellen konnten, hatten die alten Menschen eine enge Bindung zu den Vögeln aufgebaut. Die Tiere lieferten ein Gesprächsthema. Soziale Kontakte verstärkten sich, da vermehrt Verwandte, Nachbarn und Freunde zu Besuch kamen. Die Tiere übten eine „Eisbrecher-Funktion“ aus, so dass die alten Menschen auf einmal wieder Kontakte zu Kindern knüpften (vgl. Mugford/M’Comisky 1975).

3.1.2 Einsatz von Tieren in einer psychotherapeutischen Klinik

1977 unternahm das Team um Samuel und Elizabeth Corson den ersten Versuch einer systematischen Studie zum Einsatz von Tieren in einer psychotherapeutischen Klinik.

Ursprünglich erforschten die Corsons psychophysiologische Merkmale und Verhaltensmerkmale von Hunden. Dafür hatten sie in der psychiatrischen Klinik einen Zwinger mit 20 Hunden eingerichtet. Dabei machten sie die erstaunliche Erfahrung, dass vor allem jugendliche Patienten – angelockt durch das Gebell – zum Zwinger kamen und fragten, ob sie mit den Hunden spielen oder sie ausführen dürften. Dieselben Jugendlichen hatten zuvor seit Beginn ihres Krankenhausaufenthalts nahezu nie gesprochen. Ermutigt durch diese Erfahrungen initiierte das Team ein Pilot-Forschungsprojekt, um die Effektivität tiergestützter Psychotherapie festzustellen. Sie wählten dafür Patienten aus, bei denen keine andere Therapie zufriedenstellende Verbesserungen gebracht hatte. 50 Patienten wurden in die Studie einbezogen.

Ihren ersten Kontakt mit den Tieren hatten die Patienten entweder am Zwinger oder auf ihrer Station. Wann immer es möglich war wurden Interaktionen zwischen Patienten, Therapeuten,

Hunden und auch den anderen Patienten mit einer Videokamera aufgezeichnet. Drei der 50 Patienten akzeptierten die Tiere nicht. Die anderen 47 aber profitierten von dieser Art der Therapie (Corson et al. 1977).

Aufgrund der Tiere auf der Station fiel es leichter, soziale Kontakte zu knüpfen. Durch die Interaktion zwischen Patienten, Tieren und Therapeuten breitete sich ein „sich erweiternder Kreis aus Wärme und Zustimmung“ (Corson et al. 1977, 65) aus.

3.1.3 Lebensverlängernde Wirkung bei Herzinfarktpatienten

Die 1980 erstellte Studie von Friedmann, Katcher, Lynch und Thomas, stellt fest, dass Heimtierhaltung bei Herzinfarktpatienten lebensverlängernd wirkt.

Dabei beantworteten 96 Personen, die einen Herzinfarkt oder eine Angina Pectoris hinter sich hatten, Fragen zu ihrem sozialen Umfeld und ihrer psychischen Befindlichkeit. Ein Jahr nach ihrer Entlassung aus der Klinik wurde überprüft, wie viele von ihnen noch am Leben waren. Vier ehemalige Patienten wurden aus den Augen verloren, von den restlichen 92 Personen hatten vierzehn das Jahr nicht überlebt. Bei der Analyse der gewonnenen Daten stellte sich eher zufällig ein signifikanter Zusammenhang zwischen dem Besitz von Haustieren und dem Überleben heraus. 53 der 92 damaligen Herzinfarktpatienten waren Tierhalter. Friedmann und ihr Team stellten fest, dass aus der Gruppe der Nicht-Tierhalter 28% verstarben gegenüber nur 6% der Personen mit Heimtieren. Die Forscher überprüften, ob das Ergebnis mit der zusätzlichen Bewegung zusammenhängen könnte, welche Hundehalter hatten. Dazu differenzierten sie die Tierhalter in Hundehalter und Besitzer anderer Tiere. Keine einzige Person, die keine Hunde, sondern andere Tiere hielt, war während des Jahres verstorben.

Außerdem wurde untersucht, ob zwischen dem Status „Überleben“ und dem Schweregrad der Erkrankung bzw. dem Alter der Patienten ein Zusammenhang bestehe. Es konnte aber keiner ermittelt werden. Die Forscher schlossen aus den Ergebnissen ihrer Studie, dass soziale Faktoren für das Überleben von Bedeutung sind. Tiere seien möglicherweise in der Lage, die benötigte Aufmerksamkeit und Gemeinschaft zu bieten (Friedmann et al. 1980). Da es zu

dieser Zeit allerdings noch keinerlei Veröffentlichungen gab, die eine solche Hypothese stützten, hielt sich das Team mit Erklärungsversuchen zurück.

In weiteren Studien untersuchte Friedmann das Phänomen genauer, wobei sich der Zusammenhang zwischen Tierbesitz und dem Überleben nach einem Herzinfarkt als nicht signifikant herausstellte. Bei Hundebesitzern war allerdings das Überleben wahrscheinlicher als bei Personen, die andere Tierarten hielten. Katzenbesitz wirkte sich sogar gegenteilig zur Hypothese aus: Katzen hatten keinen Einfluss auf die Überlebenschancen ihrer Halter. Dennoch profitierten Katzenbesitzer von der sozialen Unterstützung, die ihnen ihre Tiere boten (Friedmann/Thomas 1998).

Diese Beziehungen können in verschiedenen Kontexten hilfreich sein. Es lassen sich grob drei Bereiche unterscheiden:

- Positive Wirkungen für den Menschen ergeben sich, wenn bei therapeutischen Behandlungen Tiere hinzugezogen werden.
- Tiere bieten sich als Helfer an, wenn es darum geht, pädagogische Zielsetzungen zu erreichen.
- Die besondere Beziehung zwischen Menschen und Tieren kommt in der alltäglichen Begegnung miteinander positiv zum Tragen.

Adäquate Versorgung und Pflege sind für jedes Tier wichtig. Bei Tieren, die dauerhaft in Institutionen leben, muss ganz klar verabredet werden, wer für das Tier zuständig ist und die Verantwortung für sein Wohl übernimmt (Beck 2000). Es ist selbstverständlich, dass alles unternommen werden muss, um Tiere vor Missbrauch zu schützen (Katcher/Beck/Levine 1988). Die Tatsache, dass Tiere, die in Einrichtungen leben, permanent „im Dienst“ sind, birgt die Gefahr einer Überlastung (Beck 2000).

3.1.4 Langfristige Wirkung von Heimtieren auf ihre Besitzer

1990 erforschte Serpell in einer Pilotstudie die langfristige Wirkung von Heimtieren auf ihre Besitzer. Probanden waren 72 Personen, die sich gerade ein Heimtier anschaffen wollten, sowie 26 Nicht-Tierbesitzer als Kontrollgruppe. Alle Teilnehmer wurden am Anfang ausführlich befragt. Die angehenden Tierbesitzer wurden gebeten, unmittelbar vor bzw. gleich nach Erhalt des Tieres einen Fragebogen auszufüllen. Dabei ging es um die sozialen Kontakte, das Sicherheitsgefühl, den Gesundheitszustand usw. der Probanden. Alle beantworteten diese Fragen zu Beginn der Studie, nach einem, nach sechs und nach zehn Monaten. Die Tierbesitzer wurden am Ende gebeten, einzuschätzen, ob und inwiefern die Tiere ihr Leben beeinflusst hatten.

Sowohl Katzen- als auch Hundebesitzer stellten fest, dass sich kleinere Gesundheitsprobleme innerhalb des ersten Monats nach Erhalt der Tiere besserten. Bei Eigentümern von Hunden hielt dieser Effekt bis zum Ende der Studie an. Ähnlich verhielt es sich mit dem psychischen Wohl der Probanden: Alle bemerkten eine Verbesserung, jedoch nur bei Hundebesitzern dauerte der Effekt an. Überhaupt spürten Hundebesitzer stärkere und längerfristige Wirkungen.

Ein gesteigertes Sicherheitsgefühl stellte sich nur bei Hundeeigentümern ein, ebenso eine leicht vergrößerte Selbstachtung. Katzen- und Hundebesitzer berichteten gleichermaßen, die Tiere hätten auf ihre sozialen Beziehungen positiven Einfluss genommen. Die Hälfte der Hundeeigentümer hatte den Eindruck, durch die Hunde habe sich ihr Leben schwerwiegend verändert. Dies äußerte sich besonders darin, dass sie sich mit den Tieren mehr bewegten und mehr Gesellschaft hatten. 37% der Katzenbesitzer erlebten aufgrund der Tiere eine schwerwiegende Veränderung ihres Lebens. Positiv führten sie mehr Gesellschaft an, als negativen Punkt die gestiegene Verantwortung (Serpell 1990b).

Die deutlichsten Effekte waren innerhalb des ersten Monats nach Erhalt der Tiere zu sehen, was Serpell darauf zurückführte, dass die Tiere ein Novum im Alltag darstellten. Dies erklärte allerdings nicht, warum die Wirkungen zum Teil zehn Monate anhielten. Eine weitere Erklärung für die festgestellten Wirkungen könnte der Placebo-Effekt sein. Positive

Auswirkungen von Heimtieren sind vielfach in den Medien präsentiert worden. Dies könnte dazu geführt haben, dass Heimtierhalter positive Effekte erwarteten, diese dann auch an sich bemerkten und daher die Fragebogen auch dahingehend ausfüllten.

Gegen diese Hypothese spricht jedoch, dass Katzen und Hunde unterschiedliche Wirkungen hervorrufen, die von ihren Haltern wohl kaum vorausgesehen werden. Diese Wirkungen könnten durchaus auch aus der Gesellschaft und der sozialen Unterstützungen resultieren, welche Tiere ihren Besitzern boten. Außerdem agierten die Tiere als soziale Katalysatoren, indem sie ihren Haltern dabei halfen, soziale Beziehungen zu anderen zu knüpfen. Innerhalb einer Familie stellte ein Tier ein wichtiges Konversations- und Kommunikationsthema dar (Serpell 1990b).

Forscher der Universität Virginia fanden heraus, dass das Zusammenleben mit Katzen die Gefahr, an Asthma zu erkranken, senken könne. Hierfür untersuchten sie 226 Jugendliche zwischen zwölf und vierzehn Jahren und ermittelten deren Antikörper-Niveau in Bezug auf Katzen-Allergene. Im Zuhause der Kinder wurde ebenfalls die Katzen-Allergen-Menge gemessen. Anschließend wurden die Kinder auf Asthma getestet. Eine geringe bis mittlere Menge an Katzen-Allergenen in den Wohnungen erwies sich als allergieauslösend. Bei einer hohen Konzentration der Allergene war jedoch eine Abhärtung zu beobachten. Bei den Kindern, die in hohem Maße Katzen-Allergenen ausgesetzt waren, war die Menge an Immunoglobulin E Antikörpern (IgE), die für das Auftreten einer allergischen Reaktion verantwortlich sind, deutlich geringer als bei anderen Kindern. Außerdem war die Wahrscheinlichkeit einer Asthmaerkrankung wesentlich verringert (Welt, 13. 03. 2001; National Institutes of Health, 13. 03. 2001).

Die Wissenschaftler führten dies darauf zurück, dass die große Menge an Katzen-Allergenen das Immunsystem veranlasse, Immunoglobulin G (IgG) und IgG4-Antikörper, also „(protektive) Antikörper der sekundären Immunantwort“ (Pschyrembel 1998, 747) anstelle des IgE zu produzieren. Die IgG-Antikörper fungierten als Schutz vor Atemwegserkrankungen (National Institutes of Health, 13. 03. 2001).

3.1.5 Zusammenhang zwischen Risikofaktoren für Herz-Kreislauf-Erkrankungen und Heimtierbesitz

In einer australischen Studie wurde untersucht, ob ein Zusammenhang zwischen Risikofaktoren für Herz-Kreislauf-Erkrankungen und Heimtierbesitz existiert. Von den weit über 5000 Teilnehmern im Alter zwischen 20 und 60 Jahren, waren knapp 14% Tierhalter. Die Werte des systolischen Blutdrucks sowie die Plasma-Triglyzeridwerte waren bei Tierbesitzern signifikant niedriger als bei Nicht-Tierhaltern. Dabei fielen die Unterschiede bei Männern gravierender aus als bei Frauen.

Es stellte sich heraus, dass Tierhalter mehr Bewegung hatten und sich öfter von Fleisch und Fastfood ernährten als Personen ohne Heimtiere. Diese Tatsache, die eher für ein höheres Risiko für eine Herz-Kreislauf-Erkrankung spricht, legt die Vermutung nahe, dass Haustiere für eine Reduzierung der Risikofaktoren verantwortlich sein könnten. Die Ursache der besseren Werte in der zusätzlichen Bewegung zu suchen überzeugt nicht ganz, da z. B. keine Unterschiede zwischen Hundehaltern und Besitzern von Aquariefischen ermittelt werden konnten (vgl. Jennings/Reid/Christy/Jennings/ Anderson/Dart 1998).

3.1.6 Reduktion von Arztbesuchen und Medikamenten

In einer anderen australischen Untersuchung fand man heraus, dass Hunde- und Katzenbesitzer in dem Jahr vor Erhebung der Daten weniger Arztbesuche gemacht hatten und weniger Medikamente z. B. gegen Herzkrankheiten, Bluthochdruck oder hohen Cholesterinspiegel eingenommen hatten als Personen ohne Heimtiere. Unter den Tierhaltern reduzierten sich Medikamenteneinnahme und Anzahl der Arztbesuche nochmals, wenn die Probanden angaben, eine besonders enge Beziehung zu ihrem Tier zu haben. Außerdem konnte Tierhaltung mit weniger Einsamkeit und einem besseren sozialen Netzwerk in Verbindung gebracht werden (Jennings et al. 1998).

3.1.7 Erregung und soziales Verhalten von Menschen mit Alzheimer Demenz

Churchill, Safaoui, McCabe und Baun (1999) untersuchten die Wirkungen eines Therapiehundes auf Erregung und soziales Verhalten von Menschen mit Alzheimer Demenz. Probanden waren 28 Patienten einer speziellen Pflegeeinrichtung für Alzheimer-Kranke. An zwei unterschiedlichen Tagen wurden zur gleichen Uhrzeit jeweils halbstündige Sitzungen durchgeführt, bei denen einmal der Untersuchungsleiter einen Hund führte und beim anderen Mal ohne den Hund im Raum war und auch keinen Kontakt zu den Versuchspersonen aufnahm. Die Sitzungen wurden von einer weiteren Person mit der Videokamera aufgezeichnet. Bei allen beobachteten Patienten war die Aufregung gering, sowohl in An- als auch in Abwesenheit des Tieres. Die Autorinnen weisen allerdings darauf hin, dass dies mit der Medikation der Versuchspersonen zusammen hängen könne. Die Gegenwart des Hundes zeigte in Bezug auf soziale Verhaltensweisen Wirkung: Es kam zu vermehrten verbalen Äußerungen, die zum Teil an den Hund, zum Teil an den Versuchsleiter gerichtet waren.

Die Probanden schauten den Hund an und lächelten, sie neigten sich zu dem Tier und berührten es.

Bezüglich der Effekte stellten sich keine Unterschiede zwischen Personen mit leichteren Demenzen und Personen mit schwerwiegenden Demenzen heraus. Das Lächeln und die Blicke können als Zeichen von Freude und Interesse gedeutet werden, Berührung als wichtiger Aspekt von Kommunikation und Kontakt zur Realität. Tiere bieten alten Menschen die Möglichkeit, andere Rollen, z. B. die der Pflegeperson, des Vertrauten oder Freundes einzunehmen (Churchill et al. 1999).

Ähnliche Ergebnisse ergaben sich bei einer vergleichbaren Studie von Batson, McCabe, Baun und Wilson (1998). Dort wurden bei 22 Personen mit Alzheimer Demenz deren soziale Interaktion sowie Veränderungen im Blutdruck, in der Herzfrequenz und Körpertemperatur als physiologische Indikatoren für Stress beobachtet. In der zehnmütigen Testsituation war ein Therapiehund anwesend, in der Kontrollsituation nicht. Im Hinblick auf soziale Verhaltensweisen fanden sich gleiche Ergebnisse wie in der Studie von Churchill et al.

(1999). Bei Blutdruck und Puls zeigte sich keine signifikante Änderung. Gegenüber der Kontrollsituation war in der Testsituation ein leichter, aber nicht signifikanter Anstieg der Körpertemperatur feststellbar (Batson et al. 1998).

3.1.8 Heimtiere und ihre prophylaktischen Wirkungen

Diese stressreduzierende Wirkung bestätigt auch eine australische Studie von Garry L. Jennings, die 6000 Haushalte einbezog. Hundehalter suchten acht Prozent und Katzenhalter gar zwölf Prozent seltener den Arzt auf als Nicht-Heimtierhalter. Über die Herz-Kreislauf-Patienten hinaus empfiehlt sich die Haltung eines Heimtieres in präventiver Hinsicht auch für andere Risikogruppen: Behinderten und chronisch Kranken kann der Hund eine konkrete Hilfestellung leisten, etwa im Fall eines Blindenführhundes. Diese Hunde unterstützen ihre Hundeführer im Alltag und helfen mit, so lange wie möglich die Selbstständigkeit zu erhalten bzw. zu erweitern.

Bei psychisch kranken Menschen wirken sich Heimtiere positiv auf das Selbstwertgefühl aus und erleichtern die Sozialkontakte.

Voraussetzung für die präventive Wirkung eines Heimtieres ist natürlich, dass die jeweilige Person auch ein positives Gefühl zum Tier entwickelt und von der Tierhaltung nicht überfordert ist. Die Wahl des richtigen Heimtieres ist entscheidend. Zudem muss eine artgerechte Haltungsmöglichkeit gewährleistet sein.

3.1.9 Querschnittsgelähmte Patienten

Exner et al. (1994) führten eine Studie mit querschnittsgelähmten Patienten durch. 45 Paraplegiker und 22 Tetraplegiker wurden einmal pro Woche zur Hippotherapie gebracht. Achtzehn von ihnen konnten aufgrund von Rückbildungsvorgängen wieder laufen (mit oder ohne Hilfsmittel). Im Einzelnen kam es zu einer deutlichen Dämpfung hochgradiger

Spastiken. Besonders bedeutsam war die lange Wirkungsdauer der Hippotherapie von bis zu 36 Stunden bei einigen Patienten.

Linderung wurde auch bei Patienten mit Rückenschmerzen erreicht. Sie hielt in der Regel einen Tag an, bei manchen Betroffenen jedoch auch bis zu einer Woche. Bei ihnen konnte durch wöchentliche Anwendungen Schmerzfreiheit erzielt werden. Die Hippotherapie hatte einen günstigen Einfluss auf die Beweglichkeit der Gelenke und den Muskeldehnungszustand. Die verbesserte Beweglichkeit dauerte bis zu einer Woche an. Bei allen Patienten wurde außerdem eine Verbesserung der Rumpfkontrolle und der Aufrichtung sowie eine Sicherung des Körpergefühls erreicht. Gleichwohl als Nebeneffekt stellte sich heraus, dass sich die genannten positiven Veränderungen, die sich durch Hippotherapie ergaben, auch auf das funktionelle krankengymnastische Programm günstig auswirkten. Die verbesserte Rumpfkontrolle brachte Vorteile beim Steh- und Gehtraining teilgelähmter Patienten mit sich. Durch eine Minderung der Beckenbodenspastik wurde der Katheterismus erleichtert. Außerdem wirkte die Hippotherapie motivierend auf therapiemüde Patienten und Personen mit Depressionen wurden kontaktfreudiger (vgl. Exner 1994).

3.2 Wirkungen

3.2.1 Ähnlichkeiten und Unterschiede

Die positiven Effekte von Tierhaltung können nur dann eintreten, wenn Menschen einen emotionalen Bezug zu Tieren aufbauen.

Höhere Säugetiere (z.B. der Hund) und der Mensch weisen Gemeinsamkeiten auf. Dies beginnt bei verschiedenen Körperfunktionen, einem ähnlichen Stoffwechsel und reicht bis zum ähnlichen Verhalten von höheren Tieren bei Sozialkontakten. Ein Beispiel hierfür sind besondere Begrüßungsrituale bei höherentwickelten Tieren.

3.2.1.1 Psychosoziale Ebene

Tiere können Ansprechpartner sein - es ist "jemand" da, der "zuhört". Weiters können Tiere helfen, Beziehungen wieder aufzubauen und damit auch die Wiederaufnahme zwischenmenschlicher Beziehungen erleichtern. Die Beziehung zu Tieren kann von daher auch als "Einübungshilfe" von menschlichen Eigenschaften wie Sprache, Zuwendung und Übernehmen von Verantwortung dienen. Tiere brauchen und fordern Betreuung.

3.2.1.2 Aktivierungsebene

Tiere besitzen einen hohen Aufforderungscharakter, sie motivieren zu Handlungen und verlangen eine aktive Beschäftigung mit ihnen. Schon allein die körperliche Aktivität, die ein Mensch bei der Versorgung, bei Spaziergängen und beim Spiel z.B. mit einem Hund aufbringen muss, hat positive Auswirkungen, denn die Lebendigkeit des Tieres überträgt sich. Bereits das Beobachten spielender Tiere ist anregend und stimmungshhebend. Weiters strukturiert das Füttern und die Pflege eines Tieres den Tagesablauf.

Tiere können außerdem relativ leicht positive Gefühle auslösen, da sie in ihrem Verhalten weitgehend konstant und vorhersagbar und von daher "verlässlich" sind. Durch diese positiven Gefühle können Tiere gerade auch bei Kranken, einsamen oder resignierten Menschen zur Lebensfreude und somit auch zu einer besseren Lebensqualität beitragen.

Seit Mai 2004 besuchen „Beverly“ – mein Therapiehund und ich 1x wöchentlich die Bewohner des „Stephansheimes“. Dort lernten wir unter anderen auch Hr. D. kennen, der immer als Erster den Besuch empfangen kann. Hr. D. benötigt einen Rollstuhl und erfreut sich immer wieder, wenn er den Hund streicheln sowie den Hund an der Leine führen zu können. Da Hr. D. vor seinem Eintritt in das Stephansheim sehr selbständig war, ein eigenes Geschäft führte, stellte sich eine Steigerung seines Selbstwertgefühls ein.

Fr. Sch. wartete ebenfalls jeden Freitag um ihre selbst gekauften Leckerli dem Hund anbieten zu können. Dadurch konnte sie ihr Pflichtbewusstsein in den Tagesablauf miteinbringen. Bei

ihr konnte ich deutlich erkennen, wie sich durch die Besuche die zeitliche Orientierung verbesserte.

Weiters förderten diese Besuche den sozialen Kontakt untereinander, da sie auch für „ihre“ Freundinnen Leckerli besorgte.

Fr. R., eine gute Freundin von Fr. Sch., leidet unter Sehnenverkürzungen der linken Hand. Das Streicheln von Beverly empfand die Bewohnerin als sehr angenehm und die Dehnung der Finger wurde dadurch erleichtert.

Fr. K. streichelt Beverly ausdauernd und fühlt dadurch die Körpertemperatur und das weiche Fell. Die Dame erkundigt sich sehr oft über die Fellpflege, wie oft sie gebürstet bzw. gebadet wird. Bei jedem Besuch genießt sie das Streicheln und wobei Fr. K. sehr entspannt wirkt.

3.2.2 Wissenschaftlich belegte Wirkungen von Tieren

- Tiere regen die Phantasie und Erlebnisfähigkeit an, besonders bei Kindern
- Tiere lehren Verantwortungsbewusstsein
- Tiere vermitteln Gefühle: Geborgenheit, Liebe, Verständnis, Zärtlichkeit u.s.w.
- Tiere haben eine Anti-Stress-Wirkung
- Tiere fördern die Kommunikationsbereitschaft von Mensch zu Mensch
- Tiere fördern Kontakte zur Außenwelt
- Tiere geben das Gefühl gebraucht zu werden und verhindern so das Gefühl der Einsamkeit
- Tiere bringen Menschen zum Lachen, das fördert die Produktion von Endorphinen - die Ergebnisse sind in Untersuchungen nachgewiesen worden
- Tiereinsatz zur Heilung von psychosomatischen Krankheiten, Herz-Kreislauf-Erkrankungen und Erkrankungen des Bewegungsapparates wird immer mehr anerkannt. Pferde werden hierbei schon länger eingesetzt. Fische strahlen viel Ruhe aus, sie wirken hervorragend gegen Unruhe durch Angst oder Stress.

- Tiere geben dem Besitzer einen Sinn im Leben. Deshalb kämpfen erkrankte Tierhalter eher gegen ihre Krankheit, verhindern psychosomatische Erkrankungen und können so intensiver gegen ihr organisches Leiden ankämpfen.
- Eindeutig für den Einsatz von Tieren als Therapeuten spricht, dass der Medikamentenverbrauch von Tierhaltern um fast 30% unter dem Normalverbrauch liegt.

3.2.3 Tiergestützte Pädagogik

Tiergestützte Pädagogik ist eine zusätzliche Methode zum Erlernen, Verbessern und Erhalten sozialer und körperlicher Fertigkeiten. Durch den Kontakt werden der taktile, akustische und visuelle Sinn ebenso angesprochen wie der Bewegungs- und Gleichgewichtssinn.

- Befriedigung des Bedürfnisses nach Zuwendung, Nähe und Angenommensein
- Befriedigung des Bedürfnisses nach Spaß und Spiel (Grundbedürfnis!)
- Förderung der «emotionalen und sozialen Intelligenz»
- Förderung der Selbstwahrnehmung (Stimme, Körper)
- Annehmen von Unterschieden, Fremdheiten
- Übung in der Formulierung von Gefühlen
- Förderung der Empathiebereitschaft
- Förderung von handlungsleitender Tierliebe, Übertragung dieser Anpassungsleitung auf Zusammensein mit Menschen (mein Bedürfnis hinter das des Tieres stellen)
- Förderung von Verantwortungsgefühl
- Förderung von Teambereitschaft, Kooperationswillen und Kooperationsfähigkeit
- Schulung der Wahrnehmung von Körpersprache bei Mensch und Tier
- Förderung der Wahrnehmung auf allen Sinnesebenen
- Körpergefühl in Ruhe und Bewegung
- Schnelle und direkt erlebbare Kompetenzerfahrungen
- Erleben der eigenen «Wirksamkeit» – ich wirke ein und lenke die Situation
- Stärkung des Selbstwertgefühls

- Sprachförderung
- «Eu»-Stress statt «Di»-Stress (Herausforderung statt Überforderung!)
- Anregung selbstmotivierten Lernens
- Konzentrationsförderung
- Annehmen einer Fördermaßnahme ohne Stigma («Therapie»), positive Effekte geschehen sozusagen im Spiel nebenbei

3.2.4 Die Bedeutung für den älteren Menschen

Heimtiere können eine wichtige Stütze im Alter sein. Offensichtlich gehört zur Selbstwertschätzung das Bewusstsein, nützlich zu sein und benötigt zu werden. Heimtiere ermöglichen es auch älteren Menschen, diese Bedürfnisse, für jemanden zu sorgen, ja sorgen zu müssen und Verantwortung zu übernehmen, zu befriedigen. Weiters verhindern sie das Aufkommen eines Gefühls der Einsamkeit und Verlorenheit. Dabei geht es keineswegs darum, dass das Heimtier den Kontakt zu Menschen ersetzen soll. Es geht darum, dass sie sich nicht isolieren, sondern interessiert, aktiv und unternehmungslustig bleiben und damit auch leichter Kontakte und Beziehungen zu anderen Menschen aufbauen und erhalten.

Hr. F. hatte Hunde bis zu seinem Eintritt in das Pflegeheim. Wenn er uns am Gang kommen sieht, ruft er bereits den Namen meines Therapiehundes und begrüßt uns dann freudig. Es war ihm ein großes Bedürfnis, seine Wissen über Hunde und deren Haltung sowie Erziehung weiterzugeben.

Insbesondere in Alters- und Pflegeheimen erhöht die Präsenz von Tieren die Lebensqualität. Die Übernahme von Verantwortung fördert die individuelle Entfaltung.

Darüber hinaus werden die Sozialkontakte unter den Heimbewohnern gefördert: Die Tiere liefern hinreichend Gesprächsstoff und werden häufig gemeinsam gepflegt. Die stimulierende Wirkung von Heimtieren, ihr Beitrag für einen positiven Lebensstil reduziert nachgewiesenermaßen die Medikamenten-Einnahme des Menschen.

Weitere positive Auswirkungen von Heimtieren:

- Helfen, gegen Apathie und Teilnahmslosigkeit anzukämpfen. Ältere Menschen beginnen, sich vermehrt für die Ereignisse in ihrer Umgebung zu interessieren.
- Helfen über traurige Ereignisse hinwegzukommen, indem sie beispielsweise ein lebendes Bezugsobjekt zu einer verstorbenen Person darstellen oder zum neuen Zielobjekt für Affektionen werden.
- Verhindern oder vermindern Zerstretheit und Verwirrung, indem sie als Zeitgeber wirken und einen Tagesrhythmus aufrechterhalten.
- Können Depressionen vermeiden. Der Heimtierbesitzer muss sich noch um etwas anderes kümmern, als um sich selbst und seine eigenen Probleme.
- Leichteres ertragen seelischer und körperlicher Unzulänglichkeiten, wenn ein Heimtier das Leben mit einem teilt.
- Regen zu körperlicher Betätigung an. Sei es beim Spiel mit ihnen, bei der Fütterung, Körperpflege oder bei den Spaziergängen an der frischen Luft.
- Vermitteln Sicherheit gerade bei alleinstehenden Menschen. Schon das Gebell eines Hundes vermag unerwünschte Besucher fernzuhalten.
- Erheitern, bringen Menschen zum Lachen, heben die Moral.

Die Kommunikation wird durch unseren Besuch stark angeregt. Viele Bewohner sprechen mit dem Hund, mit mir. Einen weiteren Gesprächsstoff bieten Praktikanten, die uns ab und zu begleiten. Diese Situationen werden gleich genutzt um Neuigkeiten zu erfahren.

Die Themenbereiche erstrecken sich rund um den Hund, Tagesablauf, Wetter, Essen bis zum Schlafen usw.

3.2.5 Gesundheitsförderung durch Heimtiere

Interaktionen mit Hunden und Katzen haben erwiesenermaßen folgende Wirkungen:

- erhöhte Überlebenschancen von Koronar-Herzpatienten

- Senkung von Blutdruck und Pulsrate

Das Streicheln eines Hundes oder einer Katze senkt nachweisbar den Blutdruck, der Herzschlag verringert sich, dadurch tritt ein Zustand der Entspannung ein. Laut einer Untersuchung über den Verlauf der Gesundheit von 92 Herzinfarktpatienten im Zusammenhang mit ihrer sozialen Lebenssituation kann ein Heimtier auch das Leben verlängern. Von allen untersuchten Faktoren war es der Besitz eines Heimtieres, der die Chancen, das erste Jahr nach der Operation zu überleben, am markantesten erhöhte. Von 28 Patienten ohne Heimtier starben 11, also rund 30% im ersten Jahr, aber von 50 Patienten mit Heimtier starben nur 3, also 5%

- geringere Cholesterinwerte (Männer)
- weniger Beschwerden über Gesundheitsprobleme - erhöhte Lebensqualität
- weniger Arztbesuche – geringere Kosten für Medikamente
- reduzierte Gefühle von Einsamkeit, Depression und Angst
- erhöhtes Selbstwertgefühl (v.a. bei Kindern)
- erhöhte soziale Integration (bei Kindern, Betagten und Behinderten)

Therapeutisch werden Tiere erfolgreich eingesetzt bei:

- nicht-kommunikativen psychiatrischen Patienten
- Menschen mit Down-Syndrom
- Alzheimer-Patienten
- Personen mit neurologischer/motorischer Dysfunktion (v.a. aber nicht nur Hippotherapie)
- als Service- oder Rehabilitationshunde für behinderte Menschen.

3.2.6 Auswirkungen der Mensch-Tier-Beziehung auf den Menschen

Die Effekte, welche die Mensch-Tier-Beziehung mit sich bringt, werden zunächst danach gegliedert, wo sich die positiven Auswirkungen von Tieren auf Menschen manifestieren.

Aus der Gesellschaft und Freundschaft von Tieren können Menschen einen Gewinn in physiologischer, psychischer und sozialer Hinsicht erzielen. So kann z.B. ein Tier einen günstigen Effekt auf das körperliche Wohl eines Menschen hervorrufen und dieser wiederum zu psychischen Verbesserungen führen und letztendlich zu Veränderungen im sozialen Leben.

3.2.6.1 Die Wirkung auf Menschen mit psychischen Störungen

Ein Tier erlaubt und ermuntert zu Körperkontakt, es lenkt von Sorgen und Problemen ab, es teilt sich mit und versteht ohne Worte, es ermuntert zu geistiger Aktivität und regt das Erinnerungsvermögen an, es fördert körperliche Aktivität. Es sucht und schenkt Liebe, es akzeptiert den Menschen so, wie er ist und benimmt sich Kranken gegenüber „normal“, während zwischenmenschliche nonverbale Mitteilungen auch verletzende, ablehnende Signale beinhalten können.

Ein Tier setzt dem Patienten Grenzen und zeigt ihm, wenn es falsch behandelt wird, es fördert Verantwortungsbereitschaft, es stärkt das Selbstwertgefühl und unterbricht den Teufelskreis einer erlernten und zunehmend verstärkten Hilflosigkeit des Patienten, es macht eine psychiatrische Station behaglich und wohnlich und verbessert infolgedessen das zwischenmenschliche und therapeutische Klima (Lee 1983, zit.n. Greiffenhagen 1991).

Viele Langzeitkranke (z.B. Krebs- und Infarktpatienten, aber auch depressiv und dementiell Erkrankte) empfinden sich aufgrund ihrer physischen und psychischen Einschränkungen und ihrer Abhängigkeit von der Hilfe anderer Personen als Belastung für ihre Umwelt. Viele Kranke reagieren daher mit Rückzug aus ihren sozialen Bindungen und sind von der Gefahr der psychischen und sozialen Reduzierung betroffen (Greiffenhagen 1991).

Die permanente Anwesenheit eines vertrauten Heimtieres bedeutet sowohl für den Kranken als auch für die Pflegenden und andere Personen des sozialen Umfeldes eine Entlastung und Entspannung der Situation. Das Tier repräsentiert Lebendigkeit, Aktivität, Freude und Gesundheit, dadurch bietet es fortwährend Gesprächsstoff, lenkt von Alltagsproblemen ab und regt zum Lachen an. In vielen Fällen wurde die Resozialisierung und psychische

Stabilisierung von Patienten, die Kontakt zu einem Heimtier hatten oder denen ein Tier anvertraut wurde, dokumentiert (vgl. Gäng 1992; Greiffenhagen 1991; Katcher, Beck 1983).

Der Neurochirurg Piotrowski ist daher überzeugt von der heilsamen Wirkung des Umgangs mit Tieren und setzt sich für die Zulassung von Tieren in Krankenhäusern und Kurheimen ein (Greiffenhagen 1991). Allerdings muss auch hier wieder relativierend hinzugefügt werden, dass der Einsatz von Tieren „nur“ eine sinnvolle Ergänzung zu herkömmlichen Therapieformen ist, die nicht ersetzt werden können (McCulloch 1981, zit.n. Greiffenhagen 1991).

Einige psychologische Wirkungen von Tieren auf den Menschen:

- Der Mensch erfährt Anregung und Aktivierung; er erfährt etwas über das Tier und seine Haltung durch den Austausch und die Gespräche mit anderen Menschen und deren Erfahrungen
- Emotionales Wohlbefinden des Menschen; wird durch Bedürfnisse wie akzeptiert werden, geliebt werden, Zuwendung, Bestätigung, Trost, Ermunterung, Zärtlichkeit, spontane Zuneigung und Begeisterung usw. wesentlich gefördert.
- Positives Selbstbild, Selbstwertgefühl und Selbstbewusstsein wird unterstützt; der Mensch erlebt Bewältigungskompetenz
- Das Tier fördert beim Menschen die Kontrolle über sich selbst und seine Umwelt.
z.B.: Kontrolle durch Pflege, Versorgung, Gehorsam. Dies erfordert Selbstkontrolle und eine Sensibilisierung für eigene Ressourcen. Er wird zur aktiven Bewältigung gezwungen und bekommt so Kompetenzerfahrung und Zutrauen vermittelt.
- Förderung von Sicherheit und Selbstsicherheit, Reduktion von Angst
- Psychologischer Stress wird reduziert, der Mensch beruhigt und entspannt sich.
Belastungen werden anders wahrgenommen, Stress wird gelassener bewertet.
Das Tier spendet Trost, Beruhigung und Ablenkung.
- Psychologische Wirkung auf die soziale Integration; Bedürfnisse nach Zusammensein, Geborgenheit, Erfahrung von Nähe usw. werden erfüllt.

- Regressions-, Projektions- und Entlastungsmöglichkeiten: da das Tier ein stiller Zuhörer ist, affektive Entladung und offenen emotionalen Ausdruck ermöglicht, Erinnerungen wachruft, den Umgang mit ihm enttabuisiert, Identifikationsmöglichkeit und Projektionsfläche bietet usw.
- Antidepressive und antisuizidale Wirkung: Durch das Zusammensein und die Gemeinsamkeit schaffen Tiere Vertrauen und Vertrautheit, geben sicheren Halt und emotionale Zuwendung. Belastung wird umbewertet, sie spenden Trost und ermutigen, fördern die Aktivität, verlangen Verantwortung, Bezogenheit und Verbundenheit. Mit ihnen erlebt der Mensch Freude, Lebendigkeit, Spontanität und Spaß.

Tiere verdrängen durch ihre bloße Anwesenheit Gefühle der Einsamkeit. Sie sind in der Lage, emotionale Lücken, wie z. B. durch den Verlust eines nahen Angehörigen, zu füllen. Es wurde auch nachgewiesen, dass die Verantwortung, die man für ein Tier übernommen hat, Menschen davon abhält, Selbstmord zu begehen. Eben diese Verantwortung wirkt vor allem auf ältere Menschen stabilisierend, da sie den Tagesablauf strukturiert. Außerdem müssen die mit einem Tier verbundenen Pflichten wahrgenommen werden, unabhängig von der momentanen Stimmung und Befindlichkeit. Nach großen Aufregungen helfen Tiere den Menschen dabei, sich wieder zu beruhigen. Tierische Gefährten sind in der Lage, Spannungen zu vermindern oder gar aufzulösen. Besonders in Krisensituationen schätzen Menschen die Anwesenheit von Tieren, da sie Anteil nehmen und die Regeneration nach psychischen Belastungen fördern.

Als ich an einem Freitag in das Heim kam ersuchte mich eine Pflegeperson Fr. H. mit „Beverly“ zu besuchen. Diese Bewohnerin war an diesem Tag am Begräbnis ihrer Schwiegertochter gewesen. Sie war sehr in sich gekehrt und nahm mich vorerst nicht wahr. Als „Beverly“ ihren Kopf unter ihren Arm hindurchstreckte und sie so zu einigen Streicheleinheiten aufforderte wurde ihr Gesichtsausdruck freundlicher. Ich lud Fr. H. zu einem Spaziergang mit uns ein. Die Tatsache, dass sie während des Spazierganges „Beverly“ an der Leine führen konnte sowie ab und zu mit Leckerli verwöhnen durfte, stimmte sie fröhlicher.

Neben physiologischen Auswirkungen stellen sich Effekte auf die Psyche und Emotionen ein. So hob McCulloch (1983a, 420) hervor, Tiere seien eine Quelle von Begeisterung.

3.2.6.2 Die menschliche Physis

Seit den späten 70er Jahren ist bekannt und inzwischen vielfach belegt, dass Tiere blutdrucksenkend und kreislaufstabilisierend wirken. Zu dieser Erkenntnis führte zufällig folgende Untersuchung:

Die amerikanische Soziologin Erika Friedmann untersuchte die Überlebenschancen von Herzinfarktpatienten nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus. Alle besaßen nach ärztlichem Ermessen die gleichen Heilungsaussichten; von 92 Patienten starben 14 im Laufe des folgenden Jahres.

Erika Friedmann vermutete, dass besonders die Anzahl und Intensität sozialer Kontakte zu anderen Menschen einen wichtigen Einfluss auf die Genesung ausüben müssten. Die Patienten wurden einem Test unterzogen, der ihre Stimmungslage erfasste.

Zudem gab der Fragebogen Auskunft über:

- ihr häusliches Leben
- ihre Familie
- die Zahl ihrer Kinder
- die Qualität der Ehe
- Wohnverhältnisse
- Interessen
- Hobbys usw.

Beiläufig wurden Fragen ob die Patienten ein Haustier besäßen, und wenn ja welches, gestellt. Während des 12-monatigen Vergleiches der Patientendaten und Auswertung mittels eines Computer-Programms, stellte sich, wie Erika Friedmann vermutete, ein Zusammenhang zwischen schwacher sozialer Integration und dem frühzeitigen Tod der Patienten heraus. Ein weiterer verblüffender Faktor war, dass Patienten mit Tieren signifikant bessere Überlebenschancen hatten, als Patienten ohne Haustier. Geprüft wurden die Daten von

verschiedenen Psychiatrie-Professoren, wobei das Ergebnis das Selbe blieb. Die Vermutung, dass alleine die Bewegung an frischer Luft, z.B. mit einem Hund der Grund für die Genesung sei erwies sich nicht als richtig. Egal welche Tierart, der Computer errechnete eine gleichermaßen günstige Wirkung auf die Besitzer. Das Tier als solches musste sich demnach positiv auf den Menschen auswirken.

Weitere spätere Versuche von Friedemann, Katcher und Lynch belegten diese Hypothese:

Der Blutdruck wurde bei Testpersonen gemessen:

- beim Vorlesen und Sprechen \Rightarrow Blutdruckerhöhung
- beim Stillsitzen \Rightarrow Blutdrucksenkung
- beim Streicheln ihres Hundes zeigten sich die niedrigsten Werte !

Das Streicheln des Tieres beruhigt nicht nur das Tier, sondern auch den streichelnden Menschen, das heißt dessen Blutdruck sinkt und der Kreislauf stabilisiert sich. Jedoch wirkt nicht nur der taktile Kontakt zu einem Tier beruhigend, sondern allein die Anwesenheit eines Tieres im visuellen Umfeld wirkt blutdrucksenkend und stressreduzierend, es vermittelt das Gefühl von Sicherheit und Vertrautheit (de Smet 1992; Greiffenhagen 1991; Katcher et al. 1983).

Doch nicht nur Hunde helfen besser mit Stresssituationen fertig zu werden, ein weiterer Versuch bewies, dass auch Zierfische im Aquarium beruhigend wirken.

Dieser Versuch fand in einer Zahnarztpraxis statt. Katcher und Beck testeten die Reaktion von Patienten auf verschiedene Entspannungstechniken.

1. Stillsitzen und Konzentration auf den kommenden Vorgang
2. Konzentriertes Betrachten eines Posters an der Wand
3. Betrachten eines Aquariums mit Fischen
4. Hypnose

Alle Patienten füllten vor und nach der Behandlung einen Fragebogen aus. Ihr Blutdruck wurde die gesamte Zeit über gemessen. Ein neutraler Beobachter beschrieb ihr Verhalten während des Eingriffs und der Zahnarzt gab Auskunft darüber, ob die Patienten sich entspannten und kooperierten.

Alle 4 Entspannungstechniken führten zu niedrigerem Blutdruck und größerer Ruhe als bei Patienten die keine Entspannungstechnik anwendeten. Die nachhaltigste Entspannung lieferten Hypnose und das Aquarium, vor allem als Kombination.

Dies erklärt, warum der Anblick grasender Tiere oder eines Aquariums mit ruhig schwimmenden Fischen und sanft wogenden Pflanzen so beruhigend wirken kann. Allerdings kommt den Tieren in diesem Zusammenhang die dominierende Bedeutung zu, da zum Beispiel ein bepflanztes Aquarium ohne Fische eine weniger wirkungsvolle Atmosphäre schafft (Katcher et al. 1983). Im Gegensatz zu der eher beruhigenden Wirkung des taktilen oder visuellen Kontaktes zu Tieren ist bei einem zwischenmenschlichen Kontakt auffällig, dass der Blutdruck steigt, der menschliche Körper also eher Reaktionsbereitschaft signalisiert (Greiffenhagen 1991).

Eine aktuelle Studie stammt von Karen Allen aus dem Jahr 2000:

“Sie wählte Probanden, die zu Hause einen Ehepartner mit Gehirnverletzungen versorgten. In kritischen Situationen stiegen die Blutdruckwerte stark an. Als die eine Hälfte der Pfleger einen Hund bekamen, änderte sich das Bild. Nach sechs Monaten blieb deren Blutdruck in Stresszeiten fast auf Ruhenniveau, während er bei der Kontrollgruppe erheblich stieg. Danach wurde auch diese mit Hunden versorgt, die Unterschiede verschwanden“.

Die Erkenntnis des amerikanischen Mediziners McCulloch über die Auswirkung der Mensch-Tier-Beziehung weist über diese physischen Erkenntnisse hinausgehend auf den Zusammenhang von menschlicher Psyche und Physis. Tiere regen zum Spielen an und reizen zum Lachen, dadurch werden im Organismus körpereigene Opiate (Enkephaline, Endorphine) ausgeschüttet, die dem Stressabbau dienen, ein beglückendes Gefühl bewirken und auch körperliche Schmerzen hemmen können (Greiffenhagen 1991).

Um die Zusammenhänge zwischen Hundebesitz und Gesundheitsstatus eindeutig nachweisen zu können, müssen jedoch weitere mögliche Einflussfaktoren wie z.B. Persönlichkeitstyp, Quantität bzw. Qualität sozialer Beziehungen einbezogen werden (Bergler 1986). Das subjektiv zufriedenstellende und gesundheitsfördernde Ausmaß an Wohlbefinden und

Lebenszufriedenheit kann ebenso durch andersartige Interessen und Aktivitäten unterstützt werden.

Der Umgang mit Tieren hat großen Einfluss auf die menschliche Psyche. Das Streicheln eines vertrauten Tieres zeigt nicht nur Auswirkung auf die Vitalwerte als Ausdruck der körperlichen Entspannung, sondern der Mensch äußert ebenso Anzeichen der psychischen Beruhigung. Im Gesicht und in der Stimme eines streichelnden Menschen geschehen stereotype Veränderungen: die Gesichtszüge entspannen sich, die Stimme wird weicher und die Stimmlage höher, das Satzmuster wird kürzer gestaltet und beinhaltet häufig eine fragende Intonation mit anschließenden Pausen, um eine Reaktion des Tieres zu bewirken (Katcher, Beck 1983, zit.n. Greiffenhagen 1991).

Was alle Forschungen übereinstimmend vermuten lassen, ist dies: Es gibt Gruppen, die signifikant vom Umgang mit Tieren profitieren: Kinder, Alte, Benachteiligte, d.h. Kranke, Behinderte, Straffällige und Süchtige. (Greiffenhagen 1991, S. 63). Da insbesondere psychisch erkrankte alte Menschen auch physische und soziale Einschränkungen aufweisen und unter diesen leiden, zählen sie zu einer mehrfach betroffenen Gruppe, denen die Interaktion mit Tieren helfen kann.

Physiologisch wirken sich Tiere vor allem auf das Herz-Kreislauf-System günstig aus. Friedmann (2000) führte an, dass unter den Patienten, die einen Herzinfarkt mindestens ein Jahr lang überlebten, signifikant mehr Tierhalter waren als Nicht-Tierhalter. Diese Tatsache konnte nicht mit der Schwere des Infarkts, dem psychologischen oder sozialen Status oder demographischen Merkmalen erklärt werden.

Allerdings existierte ein Unterschied zwischen den Wirkungen, die Hundebesitzer erfuhren und den Effekten auf Katzenbesitzer. Die Risikofaktoren für koronare Herzkrankheiten (Cholesterin- und Triglyzeridwerte) waren bei Nicht-Tierhaltern signifikant höher als bei Tierhaltern. Tiere beeinflussen jedoch nicht nur das Herz-Kreislauf-System positiv, sondern wirken sich auch auf den allgemeinen Gesundheitszustand aus. Längerfristig konnte festgestellt werden, dass Tierhalter sich einer besseren Gesundheit erfreuen und weniger Arztbesuche machten (Friedmann 2000). Nach einer Studie der National Institutes of Health

(13. 03. 2001) erwiesen sich Katzen-Allergene, die in kleineren Mengen Allergien auslösen, in größeren Mengen als Möglichkeit, sich vor Atemwegserkrankungen zu schützen.

Positive Effekte sind jedoch nicht an den Tierbesitz gebunden – auch kurzfristige Kontakte zu gutmütigen, aber fremden Tieren bringen physiologische Veränderungen beim Menschen mit sich. So wurde in mehreren Studien nachgewiesen, dass der Blutdruck der Probanden sank, wenn sie z. B. ein Aquarium betrachten (Friedmann 2000; Katcher/Beck 1983; DeSchrive/Riddick 1990).

Die Einstellung, welche Menschen gegenüber Tieren haben, beeinflusst die stressabwehrende Wirkung: So sank der Blutdruck bei den Personen deutlicher ab, die Tieren gegenüber positiv gestimmt waren, als bei Menschen mit eher negativen Einstellungen. Es war dabei nicht entscheidend, ob die Personen auch Besitzer der Tiere waren. Interagierten die Probanden mit den Tieren, ließen sich wesentlich weniger Indikatoren von Stress nachweisen als bei der Interaktion mit Menschen (Friedmann 2000).

Im Zuge meiner Ausbildung zur „diplomierten Gesundheits- und Krankenschwester“ absolvierte ich im Stephansheim auch eines meiner Praktika. Nach Absprache mit den Pflegepersonen konnte ich Beverly zu meinen Diensten mitnehmen. Sie bekam im Schwesternzimmer die Möglichkeit sich zurückzuziehen. Die meiste Zeit wurde ich jedoch von „Beverly“ begleitet. Die Bewohner waren sehr erfreut, da „Beverly“ den ganzen Tag (8 Std.) anwesend war. Aber auch das Pflegepersonal empfand die Anwesenheit als positiv, sie streichelten „Beverly“ im vorbeigehen oder umarmten sie. Auf mich wirkte ihre Anwesenheit ebenfalls sehr beruhigend.

Als große Unterstützung wirkte „Beverly“ bei Fr. D. Die Dame darf oral keine Nahrung zu sich nehmen und wird deshalb über eine Sonde ernährt. Diesen Umstand der Ernährung toleriert sie jedoch selten. Als Fr. D. wieder einmal nicht über die Sonde ernährt werden wollte, stand sie von ihrem Sessel auf ging zur Tür und blieb verärgert stehen. Beverly ging darauf hin ebenfalls zur Tür und stellte sich dicht neben Fr. D. Durch den Hund konnte ich wieder Kontakt zu Fr. D. aufnehmen. Sie ging in Begleitung des Hundes wieder zu ihrem Sessel und wir konnten das Gespräch bzgl. Ernährung per Sonde weiterführen.

Sie sah bald ein, dass auch Sie, so wie der Hund Nahrung zu sich nehmen müsse. Nach einigen Leckerli für den Hund willigte sie in die Nahrungsverabreichung per Sonde ein.

3.2.6.3 Soziale Effekte

In Familien können Tiere dazu beitragen, den Zusammenhalt zu intensivieren. Besonders dann, wenn ein Familienmitglied einen kranken Angehörigen pflegen und versorgen muss, helfen Tiere dabei, die Kooperation zwischen dem Kranken und der Pflegeperson zu verstärken, da die Pflegeperson ebenfalls Rückhalt erhält und vom Kontakt mit dem Tier profitiert (McCulloch 1983a).

Weiters erleichtern Tiere die Kontaktaufnahme zu anderen Menschen, da sie immer ein geeignetes Gesprächsthema bieten. Aus losen Bekanntschaften entwickeln sich möglicherweise Freundschaften, die über das gemeinsame Interesse an Tieren hinausgehen. Auf diese Weise tragen Tiere dazu bei, das soziale Netzwerk ihrer Besitzer auszuweiten (McNicholas/Collis 1998).

Bei einem weitem Besuch erlebte ich zwei Damen, die heftig diskutierten. Durch ein Gespräch, in das ich „Beverly“ miteinbezog wurde die Diskussion ruhiger weitergeführt.

Wenn Menschen unter Einsamkeit leiden, sei es aufgrund des Alters oder wegen einer schweren Krankheit, bietet sich das Tier selbst als Sozialpartner an (Olbrich 1997; Gorczyca/Fine/Spain 2000).

Im Stephansheim leben auch 2 Katzen und 2 Meerschweinchen, die von den Bewohnern im Beisein der Pflegekräfte versorgt werden. Ich konnte beobachten, dass die Katzen ihre Lieblingsbewohner, wie Lieblingsplätze hatten. Jedoch waren einige Bewohner mit der Situation, dass die Katze sie eigenständig verließ, nicht sehr glücklich.

Trotzdem denke ich, dass die 2 Katzen eine Bereicherung für die Bewohner sind, weil sie lebendig sind, die Bewohner gedanklich fordern, wie sie zu locken sind und die Katzen den Bewohnern den Erfolg mit Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit bestätigen.

Einige Bewohner sehen den Meerschweinchen gerne zu und das wird auch vom Pflegepersonal gefördert, indem sie den Käfig Zentral im Raum platzieren.

3.2.7 Wirkungen auf die Motorik durch das Pferd

Bei der Schulung und Weiterentwicklung der Grobmotorik und Feinmotorik sowie der besseren Koordination des gesamten Körpers gibt die Art des Pferdes zu laufen eine große Hilfe. So hat die Bewegung im Schritt z.B. eine Auf- und Ab- Komponente, eine Vor und Rückwärts-Komponente und eine Links-Rechts-Seitbewegung in Verbindung mit einer leichten Drehbewegung. Diese leichte Kippbewegung fördert eine Streckung der Wirbelsäule und das Aufrechterhalten und Ausbalancieren eine ständig wechselnde Muskelanspannung im Bereich Bauch-, Rücken- und Schultermuskulatur. Die Entlastung des Eigengewichtes im Reitsitz wirkt sich günstig auf die Bewegungsfreiheit des Rumpfes und der Gliedmaßen aus.

Untersuchungen haben ergeben, dass sich durch Reittherapie Gang, Bewegungen, Koordination und das Gleichgewicht verbessern. Das therapeutische Reiten stärkt außerdem die Funktion der Muskeln, die den Oberschenkel nach außen führen (Adduktoren) sowie der Muskeln die das Knie beugen und strecken.

Auch Spasmen können sich während der Therapie lösen.

Durch spezielle Übungen mit Bällen, Wurfringen u.ä. kann die Auge-Hand-Koordination geschult werden.

Koordinationsübungen trainieren das Gehirn

Reiten und Voltigieren fordert beide Körperseiten und damit auch beide Hemisphären gleichermaßen heraus. In unserer verstandesmäßig und naturwissenschaftlich orientierten Welt ist die linke Hirnhälfte und damit die rechte Körperseite die besser trainierte. Linkshirrig wird analysiert, ist die Sprache angesiedelt und sind Zeit und Bewusstsein gespeichert. Die beiden Hemisphären sind durch den sogenannten Balken getrennt.

Je häufiger linke und rechte Hirnhälfte zusammenarbeiten, um so besser ist das Ergebnis der zu bewältigenden Aufgabe. Das Überschreiten des Balkens passiert auf Körperebene, wenn die Arme oder Beine überkreuzt werden. Voltigierübungen bieten dies in verschiedenen Variationen an.

Das Entwickeln von Taktgefühl und Rhythmus

Der Schritt als Viertakt hat eine beruhigende, konzentrierende Wirkung, der Trab belebt und beschwingt und der Dreitakt des Galopps, bei dem sich das Pferd einen winzigen Moment lang ganz vom Boden löst ist ermutigendes Wagnis und Höhenflug zugleich. In der heilpädagogischen Arbeit wählen die Therapeuten die Gangart aus, die den Betroffenen in seiner gegenwärtigen Situation am besten unterstützt. Pferde sind außerdem musikalisch und arbeiten mit Musik, die ihre Gangarten unterstützt, besonders gerne.

3.2.8 Lebenserwartung

Ältere Menschen vereinsamen leicht. Betreuen sie Hund oder Katze, sind sie nicht mehr allein, leiden nicht unter der Angst, vom Leben abgeschnitten, abgekapselt zu sein. „Im Gegenteil“, sagt Dr. Alan Beck, ein amerikanischer Mediziner, „ihre Lebenserwartung steigt um 10 bis 15 Prozent.“

Britische Soziologen bestätigen die großartige Wirkung eines Heimtieres. Sie machten einen Test mit 48 Siebzigjährigen. Der Hälfte gaben sie einen Wellensittich zur Pflege, der anderen Hälfte Begonien. Drei Jahre lang befragten sie nun die älteren Herrschaften nach ihrem Wohlbefinden - körperlich und seelisch. Die Heimtierbesitzer waren erheblich gesünder geblieben als die Blumenpfleger, vor allem aber hatten sie deutlich mehr Kontakte zu ihrer Umwelt geknüpft.

3.2.9 Lachen als Therapie

Der menschliche Körper besitzt sogenannte “interne Opiate”, die Teil eines komplizierten neuro-endokrinen Regelmechanismus sind. Es ist eine Annahme, dass das Lachen dieses interne Opiatsystem beeinflusst.

Goldstein stellte fest, dass Studien, die psychologische und physiologische Messungen vereinen, typischerweise herausfinden, dass Gelächter kurzfristig Erregung beliebigen Ursprungs reduzieren kann, womit die Theorie unterstützt wird, dass das Gelächter beim Stressabbau seine Wirkung entfaltet.

Endorphine verringern den Schmerz und lösen Gefühle freudiger Erregung aus. Gelächter kann nicht nur physischen Stressabbau und Schmerzlinderung bewirken, sondern auch die Empfindung von Euphorie hervorrufen.

Haustiere sind häufig Quelle für Humor, Lachen und Spiel im Leben ihrer Besitzer und können auch durch diesen neuro-endokrinen Pfad zur Vermittlung dieses Effekts wirken.

3.2.10 Körperkontakt

Das Streicheln eines Tieres wirkt auf die meisten Menschen entspannend, dies zeigt sich nicht nur im Messen des Blutdrucks oder der Herzrhythmus, sondern auch in der Mimik und der Stimme.

Wer mit einem Tier spricht oder es streichelt zeigt eine Reihe von stereotypen Veränderungen in seinem Gesicht und seiner Stimme. Das Gesicht wird entspannter. Insgesamt lässt die Muskelspannung, die besonders in der Augengegend sichtbar ist, nach. Das Lächeln, das die Interaktion stets begleitet, ist entspannter. Die Stimme wird weicher.

Die Stimmlage wird höher und das Sprechmuster ist in kurze Wortabschnitte aufgeteilt, die oft fragend formuliert sind. Nach der Frage nimmt die Person meist Blickkontakt mit dem Tier auf, was dieses mit Drehen des Kopfes erwidert.

Ein großes Bedürfnis einer Bewohnerin ist der Körperkontakt mit dem Hund, der einerseits über das Füttern und andererseits auch über das „An sich drücken“ erfüllt wird. Auch bei einer weiteren Bewohnerin im Rollstuhl ist dieses Bedürfnis des Körperkontakts so wichtig, dass sie sich weit über die Seite ihres Rollstuhls hinausbeugt um den Hund zu streicheln. Hat sie diese Anstrengung geschafft, strahlt sie über das ganze Gesicht. Durch das zusätzliche verabreichen von Leckerli finden diese „Übungen“ vermehrt statt.

3.3 Einsatzgebiete

Im folgenden Abschnitt wird das Einsatzgebiet des therapeutischen Reitens exemplarisch vorgestellt, sowie der Einsatz und soziale Aspekt der Signalthunde bei Diabetiker und Epileptiker kurz beschrieben.

3.3.1 Therapeutisches Reiten

„Therapeutisches Reiten“ ist der Überbegriff für alle Aktionen mit therapeutischen oder pädagogischen Zielsetzungen, bei denen Pferde eine zentrale Rolle spielen. Das therapeutische Reiten gliedert sich in drei Teilbereiche: Hippotherapie, heilpädagogisches Reiten und Voltigieren sowie Behindertenreitsport (Kupper-Heilmann/Kleemann 1997; Eltze 1995).

Nun möchte ich auf das Pferd als Therapiepartner des Menschen eingehen.

Beim Therapeutischen Reiten unterscheidet man 3 Bereiche:

3.3.1.1 Hippotherapie

Die Hippotherapie ist eine krankengymnastische Behandlung zur Unterstützung der übrigen physiotherapeutischen Maßnahmen. Sie wird vom Arzt verordnet und auf geeigneten Pferden durchgeführt. Es ist der rein medizinische Einsatz des Pferdes.

Die dreidimensionalen Schwingungsimpulse des Pferderückens (auf-ab, vor-zurück, Rotation) in der Therapiegangart Schritt werden ausgenutzt und dabei vom Pferderücken auf den Patienten übertragen. Dabei wird unter anderem der Gleichgewichtssinn geschult, da ständig auf die Bewegung des Pferdes reagiert werden muss.

Es werden keine weiteren "Turnübungen" auf dem Pferd durchgeführt, da diese die automatischen Reaktionen unterbrechen und die angestrebte Losgelassenheit verhindern würden.

Indikationen für Hippotherapie:

- Multiple Sklerose
- Hemiplegie (halbseitige Lähmung) z.B. nach einem Schlaganfall
- Schädel-Hirn-Trauma
- Spinale Lähmung z.B. Kinderlähmung

Ziele:

- Regulation einer veränderten Muskelspannung z.B. Senkung einer Spastik
- Gangtypische Aktivierung des Rumpfes
- Erarbeiten der Symmetrie
- Rumpfaufrichtung und Kontrolle
- Gleichgewichts- sowie Koordinationsschulung und –verbesserung

Hippotherapie wird von Physiotherapeuten mit Zusatzausbildung zum Hippotherapeuten durchgeführt.

3.3.1.2 Reitsport für Behinderte

Diese Sportart erfordert von den Behinderten Menschen ein hohes Maß an reiterlichem Können. Der sportliche Aspekt tritt hierbei in den Vordergrund. Die Klienten werden unter Rücksichtnahme ihrer Behinderung (z.B. fehlende Gliedmaßen) gefördert.

Diese Art des Reitens ermöglicht den behinderten Menschen eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung, je nach Können und Interesse wird Dressur, Springen, Geländereiten usw. angeboten. Auch die Teilnahme an Turnieren bis hin zu den Paralympics ist möglich.

3.3.1.3 Heilpädagogisches Reiten

Heute werden unter dem Begriff Heilpädagogisches Reiten pädagogische, psychologische, psychotherapeutische, rehabilitative und soziointegrative Angebote mit Hilfe des Pferdes bei Kindern, Jugendliche und Erwachsenen mit verschiedenen Behinderungen oder Störungen zusammengefasst. Dabei steht nicht die reitsportliche Ausbildung, sondern die individuelle Förderung über das Medium Pferd im Vordergrund, d.h. vor allem eine günstige Beeinflussung der Entwicklung, des Befindens und des Verhaltens. Im Umgang mit dem Pferd wird der Mensch ganzheitlich angesprochen: körperlich, geistig, emotional und sozial.

Einige Zielgruppen des Heilpädagogischen Reitens:

- Menschen mit geistiger oder Mehrfachbehinderung
- Kinder und Jugendliche mit Verhaltensauffälligkeiten
- Menschen mit Problemen in der emotionalen Entwicklung (z.B. Beziehungsprobleme, Eltern-Kind-Probleme usw.)
- Störungen in Motorik, Wahrnehmung, Bewegung
- Sprachbehinderungen
- Menschen mit autistischen Verhaltensweisen

- Klienten mit aggressivem oder autoaggressivem Verhalten
- Therapiemüde Klienten
- Suchtkranke Menschen usw.

Der Umgang mit dem Pferd wird von den meisten Menschen (besonders bei Kindern und Jugendlichen) weniger als Therapie wahrgenommen, dadurch kommt es seltener zu einer Abwehrreaktion. Die Klienten werden oft gefördert und therapiert, ohne dass es ihnen bewusst ist.

Ziele:

- Stärkung des Selbstbewusstseins, Entwicklung von Selbständigkeit
- Erhöhung der Frustrationstoleranz
- Förderung der Wahrnehmung und Stimulation aller Sinnesbereiche
- Erlernen und Einhalten von Regeln
- Aufbau von Beziehungen und Vertrauen zu Pferd und Reitpädagogen
- Bewältigung von Beziehungsproblemen
- Aufbau von Freundschaften
- Integration behinderter Menschen
- Schulung von Grob- und Feinmotorik, des Gleichgewichtssinnes
- Verbesserung der Körperhaltung usw.

Die Zielsetzung ist je nach Störung oder Behinderung des Klienten sehr unterschiedlich.

Das Pferd an sich hat einen hohen Aufforderungscharakter an den Menschen, es motiviert die Klienten oft zu Anstrengungen, die sie sonst von sich aus nicht leisten würden.

Das Verhalten des Pferdes spiegelt das Verhalten des Klienten unmittelbar wieder, z.B. ist der Klient unbeherrscht und geht ruppig mit dem Pferd um, reagiert es unwillig und schlägt evtl. aus. So lernt der Klient dass sein Verhalten Konsequenzen hat, welche er nach meiner Erfahrung auch akzeptiert, und sein Verhalten ändert.

Durch die Beziehung, die Klienten zu ihrem Therapiepferd aufbauen ist es möglich sie in vielen Bereichen zu fördern und zu motivieren.

Die Übergänge zwischen den 3 Bereichen des Therapeutischen Reitens sind fließend, und nicht vollkommen voneinander zu trennen. So ist es möglich, dass z.B. ein behindertes Kind, das Anfangs zum heilpädagogischen Reiten kam später durchaus selbständig in einer Behindertengruppe mitreiten kann, und das Pferd nun nicht mehr als Therapie, sondern als Freizeitpartner fungiert.

3.3.2 Diabetes und Epilepsie

Hunde können Diabetiker vor Unterzucker und Epileptiker vor bevorstehenden Anfällen warnen. Voraussetzung ist allerdings eine gute Beziehung zwischen Mensch und Tier. Manche Hunde können Diabetiker vor Unterzucker warnen. Das Herz schlägt schneller, und die Pupillen weiten sich. Manche Diabetiker leiden mehrmals wöchentlich an diesen Symptomen, die einen Hypoglykämie ankündigen. Oft werden die Symptome, die mitunter zum Koma führen, durch eine Überdosis Insulin ausgelöst. Britische Forscher schildern in einer medizinischen Fachzeitschrift Beispiele für die erstaunlichen Fähigkeiten der Vierbeiner. Die Hunde hatten Alarm geschlagen, bevor die Patienten ihre Unterzuckerung bemerkten. Zwei der Hunde erspürten einen nächtlichen Blutzuckermangel.

Sie bellten, kratzten an der Schlafzimmertür oder stießen die Betroffenen mit der Schnauze, um sie zu wecken. Die Tiere scheinen die Gefahr zu wittern. "Die Hypoglykämie ist eine der Komplikationen, die Patienten am meisten fürchten", urteilen Gareth Williams und seine Kollegen. Besonders jene Diabetiker, die die Symptome nur ungenügend wahrnehmen, alleine leben oder nachts von der Stoffwechsellage bedroht sind, könnten möglicherweise von der Sensibilität ihrer Hunde profitieren.

Wie die Tiere die Hypoglykämie im Voraus erahnten, ist unklar. Tatsache ist aber, dass mehr als ein Drittel der bei Zuckerkranken lebenden Hunde auf eine Unterzuckerung ihrer Besitzer reagieren. Möglicherweise, so die Wissenschaftler, nehmen sie Warnzeichen wie ein leichtes Muskelzittern oder einen durch Schwitzen veränderten Körpergeruch wahr. Auch Verhaltensänderungen des Patienten könnten den Hund aufmerken lassen. Die Fähigkeiten der Tiere, körperliche Veränderungen des Menschen wahrzunehmen, sind „kaum erforscht“, räumt Cornelia Albrecht, Tierärztin im österreichischen Ilztal, ein.

Dennoch zeigten viele praktische Erfahrungen, dass die Hunde ihre Besitzer genau beobachteten und auf feinste Stimmungs- oder Verhaltensänderungen reagierten – nicht allein bei Diabetikern. So würden an der Ilztaler Hundeschule auch Vierbeiner ausgebildet, die Epilepsie-Patienten vor einem Anfall warnen könnten. Sensible Hunde lernen, verschiedene Signale im Vorfeld eines epileptischen Anfalls zu deuten.

Hunde für Epileptiker

Epilepsie ist eine Neigung zu Krampfanfällen. Ein epileptischer Anfall kann sowohl lokal begrenzte als auch generalisierte Störungen der Hirnfunktion hervorrufen. Da vom Gehirn aus Körperfunktionen gesteuert und kontrolliert werden, können verschiedene äußerlich erkennbare Symptome entstehen. Sensible Hunde können verschiedenste Signale im Vorfeld eines epileptischen Anfalls zu deuten.

Neurologen haben nachgewiesen, dass geschulte Epilepsie-Servicehunde einen epileptischen Anfall tatsächlich im Voraus erahnen und ihre Halter alarmieren können. Bei den Hundebesitzern verminderte sich sogar die Häufigkeit der Anfälle. Dies führt man darauf zurück, dass das Gefühl, die Anfälle vorherzusagen und die Krankheit besser kontrollieren zu können, den Stress und somit die Krampfanfälligkeit der Betroffenen reduziert.

Warum Tiere epileptische Anfälle vorherahnen können, ist wissenschaftlich bislang nicht belegt.

Hier können Veränderungen der Mimik, eine ungewöhnliche Gestik oder geweitete Pupillen von Bedeutung sein. Möglicherweise reagieren die Hunde bereits auf geringste Geruchssignale, da sie im Vergleich zum Menschen eine 300-fach empfindlichere Nase haben. Vorstellbar ist, dass sich vor einem epileptischen Anfall unter dem Einfluss des vegetativen Nervensystems auch die Aktivität der Schweißdrüsen verändert.

Doch nicht jeder Hund eignet sich zum Epilepsie-Servicehund. Bereits 24 Stunden nach der Geburt lässt sich bei Welpen die Veranlagung feststellen.

Für einige Epilepsiebetreffene kann der Hund ein treuer Helfer sein. Die Idee, dass Hunde als „Frühwarnsystem“ Betroffenen helfen können, sich rechtzeitig bevor der Anfall da ist, in eine sichere Position zu bringen, stammt aus den USA und wurde Mitte der achtziger Jahre in Europa umgesetzt. Erwähnt wurde die Reha Hundeschule im Österreichischen Ilztal und die Hundeschule „Support Dogs“ im engl. Sheffield, wo Hunde ausgebildet werden, die Epilepsie - Patienten vor einem Anfall warnen können! Es gibt auch Adressen in Deutschland. In den USA riefen solche Hunde seit Jahren wachsendes Interesse hervor.

Es werden spezielle Ausbildungsprogramme dafür eingesetzt, um die Vierbeiner dafür sensibel zu machen. Roger Reep bestätigt, dass manche Hunde ein feines diagnostisches Gespür besitzen können. Er ist Neuroforscher an der Universität Florida. Bei einer noch unveröffentlichten Befragung von mehreren hundert Betroffenen stellte er fest: Von jenen Patienten, die einen Hund besaßen und mindestens einmal pro Monat einen Anfall erlitten, hatten zehn Prozent ein typisches Verhalten ihres Tiers im Vorfeld des Anfalls beobachtet. Und fünf Prozent gaben an, dass ihr Hund sie zu alarmieren versuche. Interessant dabei ist, dass die Hunde ihr Warnverhalten mindestens einige Minuten, manchmal eine halbe Stunde im Voraus zeigten. Dagegen setzt die Aura bei einigen Betroffenen erst 30 bis 60 Sekunden vor dem Krampf ein.

Wichtig dabei ist allerdings, dass die Beziehung zwischen Mensch und Hund auf Vertrautheit und Loyalität basiere. Je inniger die Beziehung ist, um so besser! Das bestätigte auch Ivo Klauck, ein Betroffener mit schweren Grand-Mal-Anfällen aus Berlin, der sich ganz auf

seinen Zwergschnauzer verlassen konnte. Dieser warnte ihn, indem er sich auf seine Hinterpfoten stellte und seinen Arm mit den Vorderpfoten umklammerte. So habe er dann den Anfall in sicherer Umgebung abgewartet.

4 Hygiene

4.1 Prävention

Die Gesundheitsrisiken für den Menschen im Umgang mit Heimtieren sind minimal. Nur wenige tierische Krankheiten – so genannte Zoonosen – sind auf den Menschen übertragbar. Mit vorbeugenden sinnvollen Maßnahmen steht jedoch einem harmonischen Miteinander von Mensch und Tier nichts im Weg.

Zoonosen sind vom Tier auf den Menschen übertragbare Krankheiten.

Die Erreger können Bakterien, Viren oder Parasiten sein.

Tollwut würde durch einen Biss eines infizierten Tieres übertragen werden. Bei uns in Österreich gibt es seit einigen Jahren keinen Tollwutfall und eine jährliche Impfung bietet einen vollständigen Schutz vor Tollwut für das Tier und die mit ihm in Kontakt stehenden Menschen.

Auch die Gefahr der Übertragung von Parasiten auf Menschen wird gewöhnlich überschätzt. Die für den Menschen gefährlichsten Parasiten sind Fuchs- und Hundebandwurm. Dieser Gefahr kann allerdings durch regelmäßige Entwurmung des Tieres effizient begegnet werden (Weber und Schwarzkopf 2003). Der richtige Umgang mit dem Tier (z.B. nicht auf die Schnauze küssen) sollte selbstverständlich sein.

Leider sind immer mehr Menschen von Allergien betroffen. Die häufigsten Auslöser sind zivilisationsbedingt: Umweltverschmutzung, Lebensmittelzusätze, Chemikalien im Wohnbereich. Aber auch Pelztiere, insbesondere Katzen, können Allergieerreger sein. Von den rund zwanzig Prozent der Bevölkerung, die an Allergien leidet, sind aber nur vier bis fünf Prozent auf Katzen wirklich allergisch.

Wenn z.B. ein Kind in einer Schulklasse betroffen ist, lassen sich trotzdem Möglichkeiten finden, den Kindern den Tierbesuch, z.B. von einem Hund, zu ermöglichen. Das Kind könnte

von der Ferne zusehen, wenn es das will und Tätigkeiten ausführen, bei denen es keinen direkten Kontakt zum Tier hat. Das wäre vielleicht Wasser hohlen und es geht in der Zwischenzeit in eine andere Kasse.

4.2 Kontraindikationen

Kontraindikationen für die Anwesenheit eines Tieres auf Station sind: Allergien, immunsupprimierende und konsumierende Erkrankungen (wie etwa eine Lungenentzündung, schwerer nicht eingestellter Diabetes mellitus, Malignom), akute schwere Infektionen. Bei schweren Krebserkrankungen im Endstadium mit absehbarem Todeszeitpunkt sollte nach Prüfung im Einzelfall trotz Infektionsrisiko die Anwesenheit eines Tieres erlaubt sein. Laut einer Untersuchung der Tierärztlichen Fakultäten in Gießen und München, stellen Hunde verglichen mit menschlichen Besuchern, keine erhöhte hygienische Gefahr für den Patienten dar.

Einem Bericht des ärztlichen Direktors des Klinikums Erlangen, Prof. H.K. Schneider, zufolge gab in den zehn Jahren, in denen Tiere als therapeutische Begleiter im Klinikum eingesetzt wurden, weder ein Problem mit der Hygiene noch eine Ansteckung eines Patienten oder eines Mitarbeiters durch ein Tier.

Zusammenfassend gilt es festzuhalten, dass Bedenken bezüglich Krankheitsübertragungen vom Tier auf den Menschen nicht angebracht sind: Wenn elementare Hygienegrundsätze eingehalten werden, gefährden gepflegte, regelmäßig entwurmete und geimpfte Hunde und Katzen die Gesundheit des Menschen nicht.

5 Schlussbemerkung

Abschließend möchte ich bemerken, dass die Tiertherapie sicherlich eine gute Alternative zu herkömmlichen Therapien darstellt.

Allerdings liegt es in der Verantwortung der Fachleute, dass die Tiere artgerecht gehalten und nicht überfordert werden. Nur erwünschte und akzeptierte Heimtiere, die artgerecht gehalten werden, können psychologische und therapeutische Effekte auslösen.

Auch auf sinnvolle Fütterung, Pflege usw. ist zu achten. Keinesfalls dürfen Klienten und Tiere sich selbst überlassen werden. In diesem Fall würde ich Tiertherapie ablehnen.

Werden jedoch gewisse Regeln eingehalten, kann das Tier als Therapeutikum sicherlich sinnvoll eingesetzt werden.

Natürlich sind den positiven Einwirkungsmöglichkeiten von Heimtieren auch Grenzen gesetzt. Das Tier darf in keiner Weise instrumentalisiert werden: Der Patient sollte das Tier nicht mit seinen individuellen Problemen und Erwartungen erdrücken. Eine klare Rollenverteilung im sozialen Gefüge ist die Basis für eine partnerschaftliche Mensch-Tier-Beziehung. Der professionelle Einsatz von Tieren als Co-Therapeuten setzt ein mehrmonatiges Training des Tieres wie auch des Tierhalters voraus.

Entsprechende Ausbildungsplätze sind in Europa erst ansatzweise vorhanden. Parallel zu deren Ausbau muss auch die Bereitschaft von Krankenhäusern und Heimen wachsen, Tiere im Sinne einer gesamtheitlichen Betreuung als Co-Therapeuten zuzulassen. Das Wissen um die gesundheitsfördernde Wirkung ist vorhanden. Nun geht es um die systematische Umsetzung, damit das Potenzial auch entsprechend genutzt werden kann.

6 Zusammenfassung

In dieser Arbeit möchte ich einen Überblick verschaffen, in welchem Ausmaß uns Tiere bzw. Heimtiere im gesundheitlichen und sozialen Bereich beeinflussen können.

Tiere sind seit Ewigkeiten Gefährten des Menschen, in welcher Weise auch immer.

Die Interaktion zwischen Mensch und Tier ist geprägt von den Ausdrucksmitteln wie Blickkontakt, mimische, gestische und akustische Zeichen sowie Körperhaltung und –bewegung.

Erst 1942 wurde erstmals der Einsatz von Tieren dokumentiert. Kriegsveteranen heilten inmitten von Kühen, Pferden und Geflügel ihre körperlichen und seelischen Verletzungen aus. Leider wurde damals noch keine Studie erstellt.

Das hat sich grundlegend geändert. Seit 1975 werden laufend Studien durchgeführt, die Wirkungen von Haustieren erforschen und belegen sollen. Diese Studien wurden mit den verschiedensten Tieren (z.B.: vom Wellensittich bis zum Pferd) durchgeführt.

Ausschlaggebend für positive Effekte ist, dass der Mensch einen emotionalen Bezug zum Tier aufbaut. Die Tiere sprechen dann die verschiedensten Ebenen (z.B. Aktivierungsebene) und Personengruppen (vom Kleinkind bis zum älteren Menschen) an.

Viele Menschen empfinden es durchaus als leichter, sich gegenüber Tieren zu öffnen.

In verschiedenen Studien wurden die positiven Wirkung von gutmütigen Tieren belegt.

Die folgende Aufzählung ist allgemein gehalten, eine detaillierte Zuordnung in Bezug auf Alter oder Wirkungsebene ist im Hauptkapitel dieser Arbeit zu finden.

- Die alleinige Anwesenheit des Tieres im Raum wirkt blutdruck- und pulsfrequenzsenkend und verringert die Stressempfindlichkeit, auch positive Impulse auf Blutfettwerte, Verdauung und das Herz-Kreislauf-System wurden beobachtet.
- Die Wachheit des Bewusstseins, also die bewusste Wahrnehmung der Umgebung wird gefördert.
- Das Tier ermöglicht emotionale und körperliche Nähe sowie Wärme.
- Eine Kommunikation entsteht mit dem Tier und über das Tier mit anderen Menschen.
- Die Beziehung zu einem Tier kann den Wiederaufbau sozial-emotionaler Beziehungen unterstützen.
- Das Tier kann ein erster Gefährte oder Freund sein, der ein Stück aus der Isolation führt. Emotionalität, Verantwortlichkeit und Empathie werden gefördert
- Das Tier zieht Aufmerksamkeit auf sich und regt zu weiterer Beobachtung und Aktivitäten an.
- Die Betreuung kann neues Selbstwertgefühl aufbauen.
- Durch das Streicheln und Füttern der Tiere, sowie das Spielen mit ihnen, wird wie nebenbei die Grob- und Feinmotorik trainiert, was wiederum die Wirkung anderer therapeutischer Maßnahmen, wie z.B. der Physiotherapie, unterstützt

- Tiere fördern die Heilungsrate und Mobilisierung nach Operationen.
- Sie geben Menschen das Gefühl, gebraucht zu werden, bieten die Möglichkeit zur Intimität und vermitteln Kameradschaft.
- Im Gesicht und in der Stimme eines streichelnden Menschen geschehen stereotype Veränderungen: die Gesichtszüge entspannen sich, die Stimme wird weicher und die Stimmlage höher, das Satzmuster wird kürzer gestaltet und beinhaltet häufig eine fragende Intonation mit anschließenden Pausen, um eine Reaktion des Tieres zu bewirken (Katcher, Beck 1983, zit.n. Greiffenhagen 1991).

Ich habe das Glück, dass ich einige Bereiche mit meinen eigenen Erfahrungen bestätigen und unterstreichen konnte, da ich einen ausgebildeten Therapiehund besitze und mit diesem ein Pflege- und Pensionistenheim besuche.

Auch das Einsatzgebiet des therapeutischen Reitens darf dabei nicht fehlen. Es ist der Überbegriff für alle Aktionen mit therapeutischen oder pädagogischen Zielsetzungen, bei denen Pferde eine zentrale Rolle spielen.

Die Hunde, die Alarm schlagen, wenn ein Diabetiker sich vor einer Hypoglykämie oder Epileptiker vor seinen nächsten Anfall befindet, dürfen nicht vergessen werden. Sie tragen ungemein zur Lebensqualitätverbesserung bei.

Die Hygiene spielt natürlich in Bezug mit Tieren immer eine große Rolle. Wenn elementare Hygienegrundsätze eingehalten werden, gefährden gepflegt, regelmäßig entwurmt und geimpfte Tiere die Gesundheit des Menschen nicht.

Sylvia Greiffenhagen bezeichnet Tiere als Brücken zum verlorenen Paradies. Gerade heute, wo das Verhältnis zwischen Mensch und Natur in eine Krise geraten ist. Im Laufe der Modernisierung hat sich der Mensch immer weiter von seinen Wurzeln entfernt. Der Mensch sucht verloren gegangene Verbindungen zur Natur. Zu unserer neuen Lebensqualität gehören Dinge die von außen kommen und uns mit Kosmos und Natur verbinden. Der Umgang mit den Tieren stammt aus einer Welt, aus einer verlorenen Welt, aus der wir selbst kommen.

Lebenslauf

Sabine Kysela, verheiratet, früher: Berndl,
geboren am 07. 02. 1977 in Horn

Von 1983 – 1987 besuchte ich die Volksschule,

von 1987 – 1991 die Hauptschule, beide in Gars am Kamp,

von 1991 – 1994 die Bundesfachschule für wirtschaftliche Berufe
(Schwerpunkt Fremdenverkehr) in Horn,

von 1994 - 2004 tätig als Zahnarztassistentin,

seit 2004 – Ausbildung zur diplomierten Gesundheits- und Krankenschwester.

Literaturverzeichnis und Nachweis der zitierten Wissenschaftler

- ALLEN, K., Social interaction, relationship, closeness and cardiovascular reactivity: a focus on pet ownership among married couples, unveröffentlichtes Referat einer Konferenz der American Psychosomatic Society 1998.
- BALTES, M.M.; GUTZMANN, H. (Hrsg.) (1990): Brennpunkt Gerontopsychiatrie. Hannover: Vincentz Verlag.
- BERGLER, R. (1986): Mensch und Hund. Psychologie einer Beziehung. Köln: edition agrippa gmbh.
- CORSON, S.A.; O'LEARY CORSON, E.; ALEXANDER, J.A. (Hrsg.) (1980): Ethology and Nonverbal Communication in Mental Health. Oxford, New York, Toronto, Sydney, Paris, Frankfurt: Pergamon Press.
- DAMASIMO, A.R. (1997): Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn. München: dtv.
- DENZIN, J. (1991): Autonomie im Alter, Berlin: Freie Universität .
- GÄNG, M. (Hrsg.) (1992): Mit Tieren leben im Alten- und Pflegeheim. Basel: Reinhardt.
- GÄNG, M. (Hrsg.): Heilpädagogisches Reiten und Voltigieren. München, Basel: Reinhardt.
- GÄNG, M: (Hrsg) (1994): Heilpädagogisches Reiten und Voltigieren. 4. Auflage, Ernst Reinhard Verlag: München, Basel.
- GEO , 2000 (Hrsg.): Nr. 3, März 2001. Tiere als Therapie.
- GIMLIK, S. (1996): Die wohltuenden Wirkungen von Tieren auf Menschen unter dem speziellen Blickwinkel von Menschen mit Behinderungen. Staatsprüfung für das Lehramt an Sonderschulen, Universität Würzburg.
- GREIFFENHAGEN, S. (1991): Tiere als Therapie. Neue Wege in Erziehung und Heilung. München: Droemer Knauer.
- HAAG, G.; BRENGELMANN, J.C. (Hrsg.) (1991): Alte Menschen - Ansätze psychosozialer Hilfen. München: Röttger.
- JENNINGS, G.L.R., Reid, Ch.M. u.a., Animals and cardiovascular health, in: Wilson, C.C. & Mayer, K.U.; Baltes, P.B. (Hrsg.). Die Berliner Altersstudie. Berlin: Akademie.

JUNKERS, G. (1991): Theorie und Praxis klinisch-psychologischer Rehabilitation in der Gerontopsychiatrie. Gerontologie Bd. 2. Münster, Hamburg.

KATCHER, A.H.; Beck, A.M. (Hrsg.). New Perspectives on Our Lives with Companion Animals. Philadelphia: University Press .

KATCHER, A.H. et al. (1983): Looking, Talking, and Blood Pressure: The Physiological Consequences of Interaction with the Living Environment.

BECK, A.M. (Hrsg.). New Perspectives on Our Lives with Companion Animals. Philadelphia: University Press.

Dr. Martin LINDNER ist Wissenschaftsjournalist in Berlin. Stand: 12. Januar 2001 Quelle: Netdoktor

LORENZ, K. : So kam der Mensch auf den Hund. München: dtv.

KRÖGER, A. (1990): Heilpädagogisches Voltigieren. In: GÄNG, M. (Hrsg.).

Heilpädagogisches Reiten und Voltigieren. München, Basel: Reinhardt.

KRUSE, A. (1992): Rehabilitation in der Gerontologie - theoretische Grundlagen und empirische Forschungsergebnisse. In: MÜHLUM, A.; OPPL, H. (Hrsg.). Handbuch der Rehabilitation. Neuwied, Berlin, Kriftel: Luchterhand.

Kuratorium Deutsche Altershilfe (KDA) (Hrsg.) (1992): Tiere in Alten- und Pflegeheimen

LETITZKI, B., Home care for geriatric patients based on social, preventive, therapeutical and rehabilitative principles – domestic animals as «co-therapeuts», in: Abstract Book, The Changing Roles of Animals in Society, Prag 1998, S. 120.

LINDNER, Dr. M.: Tierische Spürnasen.

<http://www.netdoktor.de>

Accessed: 2001-01-12

McNICHOLAS, J., Dogs as social facilitators: a test of robustness of the social catalysis effect, in: Abstract Book, Prag 1998, S. 65.

MERTENS, K. (Hrsg.): Aktivierungs-Programme für Senioren, Bd.2. Dortmund: Verlag Modernes Leben.

NIEPEL, G. (1996): Hunde helfen heilen - Möglichkeiten und Grenzen des Einsatzes von Hunden in der Therapie. Unveröffentlichte Rede, Symposium des VDH.

OLBRICH, E. (1987): Soziale Unterstützung im Alter: Die Rolle von Mensch und Tier. Universität Erlangen-Nürnberg, Institut für Psychologie.

- OLBRICH, E. (1988a): Heimtier und Gesundheit, die Bedeutung der Mensch-Tier-Beziehung im Alter. Unveröffentlichtes Referat im Seminar „Partnerschaft zwischen Mensch und Hund im Alter“. Nizza.
- OLBRICH, E.; RUPPRECHT, R.; SCHMIDT, D. (1987): Alte Menschen und Tiere. Unveröffentlichter Forschungsbericht, Uni Erlangen.
- RIEGER, G., Turner D.C., How moods of cat owners, especially depressive moods, affect interspecific interactions and vice versa, in: Abstract Book, Prag 1998, S. 76.
- ROBINSON, I. (Hg.), The Waltham Book of Human-Animal Interaction: benefits and responsibilities of pet ownership, Pergamon Press, Oxford 1995.
- RUPPRECHT, R.; SCHMIDT, D.; OLBRICH, E. (1987): Vorbericht zum Forschungsprojekt „Alte Menschen und Tiere,“. Unveröffentlichter Forschungsbericht. Erlangen, Nürnberg: Institut für Psychologie der Friedrich-Wilhelm-Universität.
- SCHAEFER, H. (1992): Das Haustier im Altenheim. In: Gäng, M. (Hrsg.). Mit Tieren leben im Alten- und Pflegeheim. München, Basel: Reinhardt.
- SCHMITZ-SCHERZER, R.; KRUSE, A.; OLBRICH, E. (Hrsg.): Altern - Ein lebenslanger Prozeß der sozialen Interaktion. Darmstadt: Steinkopff.
- STEFFENS, M.C., BERGLER, R., Blind people and their dogs, in: Wilson, C.C. & Turner, D.C. (Hg.), Companion Animals in Human Health, S. 153.
Stiftung Schweiz. Schule für Blindenführhunde, Allschwil S.14.
- TELLINGTON-JONES, L.; TAYLOR, S. (1993): Der neue Weg im Umgang mit Tieren. Die Tellington Touch Methode. Stuttgart: Franckh-Kosmos.
- TSCHONER, B., Autism and social disorder: the animal-interaction-grid as a new method to monitor therapeutic processes, in: Abstract Book, Prag 1998, S. 138.
- TRUMLER, E., Hundeforscher; Gesellschaft für Haustierforschung e. Mit Tieren leben im Alten- und Pflegeheim. München; Basel: Reinhardt.
- TURNER, D.C., Heimtiere fördern die Gesundheit des Menschen, in: Ars Medici, 10/97, S. 604-608.
- VLAHOVIC-STETIC, V., Pet ownership, type of pet and social-emotional development of children, in Abstract Book, Prag 1998, S. 91.
- WILSON, C.C., TURNER, D.C. (Hg.), Companion Animals in Human Health, Sage Publications, London 1998.



Ich bedanke mich bei meinem Hund „*Beverly*“, die mit ihrem lieben Wesen mich bei der Ausbildung zum Therapiehundeführer erfolgreich unterstützt hat.

Ein weiterer Dank gebührt Hr. Dir. Edgar Führer und den Mitarbeitern des Pflege- und Pensionistenheimes „STEPHANSHEIM“ in Horn, die es mir ermöglichten, 1x wöchentlich in dieser Institution tätig sein zu dürfen. Dadurch war es mir möglich, eigene Erfahrungen in die Hausarbeit miteinzubringen.